

Cakewalk

und andere Novellen von

Betty Winter

Betty Winter / Cake-Walk

Betty Winter

Cake-Walk

und andere Novellen

1 · 9 · 1 · 2

München bei Georg Müller

Inhalts-Verzeichnis

Das Privatvariété des Lord Artur Hameridge

Lord Artur Hameridge hat in einem ganz kurzen Zeitraum eine große Anzahl honetter und honoriger Leute zu Gauklern und Narren gemacht. Es gelang ihm dies kraft seines Geldes. Von diesem Verbrechen ist nicht viel in die Oeffentlichkeit gedrungen. Die Betroffenen haben schamhaft geschwiegen, und Lord Hameridge — doch davon später.

Ich besitze leidlich genug Achtung vor der Menschheit, um diese schreckhaften Tatsachen erzählenswert zu finden.

Eines Abends brachte der junge Baron Wiedmann seinen Freund Lord Artur Hameridge in den „Klub der Vornehmesten". Der Klubname war tendenziös gewählt und tat seine Schuldigkeit. Das Klubhaus lag weit draußen auf der Wieden. Es war sehr alt und außerordentlich elegant. Lord Artur kam als Gast. Er hielt sich nur kurze Zeit in Wien auf. Die beiden Grafen Kranigl, Herr von Gilderloo und Walter v. Tossal saßen um ein kleines Jeu. Dasselbe taten Herr v. Lesewitz, Baron Lorardi und der Herr v. Werden. Die übrigen Mitglieder fehlten. Das heißt, ich vergaß: in einem Fauteuil lag der ewig müde Prinz Didi Wolfenstein und träumte. Lord Artur stand blaß und schlank unter den elektrischen Flammen und ver-

beugte sich. Die Herren standen auf, die Karten in der Hand, setzten sich hastig und spielten weiter.

„Wiedmann, Lord Hameridge!“ sagte der Prinz, „setzen Sie sich doch her zu mir, und erzählen Sie mir irgend etwas! Mein Hirn ist ganz leer. Es ist merkwürdig, aber ich fühle diese Leere jetzt öfters.“ Er blickte besorgt. Der blasse Lord lächelte melancholisch-liebenswürdig. Seine seltsamen, tiefgrauen Augen glichen dem Moor, erinnerten an einsame Wasser hinter Nebeln. Den Spleen hatte er von seiner Mutter geerbt, und es war ein eleganter Spleen.

Die beiden Herren setzten sich zu dem Prinzen.

„Erzählen Sie ihm doch etwas, Sie Vielgereister,“ bat der junge Baron Wiedmann und verfolgte sehnsüchtig das kleine Jeu.

„Prinz,“ sagte Lord Artur, „es gibt nirgends etwas Außerordentliches zu sehen. Ich komme soeben von Indien.“

„Indien? Ah! Ganz recht! Dort sind ja die Fakire — wenn ich nicht irre?“ fragte Prinz Didi erfreut über sein Wissen.

„Allerdings,“ sagte Lord Artur und schaute unbeweglich, „dort sind die Fakire!“

„Sehr interessant,“ nickte Prinz Didi.

„Wie man es nehmen will, Prinz. Diese Leute zeigen ihre außerordentlichen Fähigkeiten sehr spe-

kulativ um Geld. Ich habe in Cambridge etwas weit Interessanteres gesehen."

„Hm?" fragte der Prinz gespannt.

„Ich sah einen Mann der guten Gesellschaft einer Wette halber dreißig hartgesottene Eier auf einmal essen!"

„Mensch!" schrie Prinz Didi, „und das haben Sie mitangesehen? Wirklich und wahrhaftig miterlebt? Dreißig hartgesottene Eier!! Es ist fabelhaft, es ist zum Radschlagen!!"

An den Spieltischen horchten die Herren.

„Dreißig hartgesottene Eier essen! das kann ich auch!" sagte der Fred Kranigl, der stark im Verlust war.

„Dann tun Sie es! liebster, bester Kranigl!" flehte Prinz Didi, „dann tun Sie es!"

„Ich wette zehntausend Kronen, daß Sie es nicht zuwege bringen," sagte kühl Lord Artur.

Die Eier wurden bestellt; die Eier wurden gebracht. Fred Kranigl hub zu essen an. Die Augen quollen ihm hervor, er keuchte. Rundherum standen die andern und zählten ernsthaft und atemlos. Prinz Didi lachte wie ein kleines Mädchen; Baron Wiedmann protestierte angstvoll; Lord Artur saß wie in einer Loge. Als das dreißigste Ei verschlungen war, mußten sie Fred Kranigl auf den Boden rollen. Man gratulierte ihm herzlichst und telephonierte einen Arzt herbei.

Lord Artur erhob sich und stellte schweigend einen Scheck auf zehntausend Kronen aus.

„Es war abscheulich," sagte der junge Wiedmann, er weinte beinahe.

„Er hat es nicht übel gemacht," meinte Lord Artur, „aber ich wette fünftausend Kronen, daß niemand auf den Händen sechsmal um den Tisch hüpfen kann, wie ich es in Norfolk gesehen habe."

Da erbot sich der junge Gilderloo dazu und löste zu aller Jubel die Aufgabe.

Innerhalb der nächsten Stunde stand Tossal auf dem Kopf; Lorardi sprang über einen Tisch voll Porzellan; Herr von Lesewitz balancierte einen Sessel auf seiner aristokratischen Nase; und der zweite Kranigl tanzte Walzer auf einem Teller. Prinz Didi war zu ungeschickt zu allem, aber er machte im edlen Wetteifer die unsinnigsten Vorschläge, die man leider aus Rücksicht auf die landläufige Moral ablehnen mußte. Baron Wiedmann schäumte vor Empörung. Er versuchte die „Vornehmsten" zur Vernunft zu bringen, keiner beachtete ihn. Lord Hameridge schrieb einen Scheck dem anderen und schaute kühl und amüsiert zu, wie Grafen und Barone sich plagten. Es war nur gut, daß er aus tadelloser Familie stammte und sicher kein Sozialdemokrat war. Als die merkwürdige Tollheit zum Wirbel wuchs, kam die kleine Lolo Germaine. Sie kam geradewegs aus dem Ballett, und war müde vom Tanzen. An der Tür blieb sie stehen.

„Was ist das?" fragte Lolo entsetzt.

„Mein Privatvarieté!" sagte leise Lord Hameridge mit einer Verneigung gegen die Dame.

„Laßt euch das nicht gefallen!" rief Lolo mit blitzenden Augen.

Lord Hameridge lächelte.

Als die Herren erschöpft in den Sesseln lagen, empfahl er sich.

„Ihr müßt ihn fordern!" jammerte Baron Wiedmann, „er hat euch mißbraucht! Er hat sich über euch lustig gemacht!"

„Davon habe ich nichts gemerkt," sagte vornehm Prinz Didi.

* *
*

Am nächsten Tag wartete vom frühen Morgen an eine seltsame Menge vor dem Hotel, wo Lord Artur wohnte. Irgendwie mußte die Kunde von seinen Wetten in die Oeffentlichkeit gedrungen sein. Nun kamen Scharen von Leuten und wollten auf Lord Arturs Geld spekulieren. Einstweilen erprobten sie vor dem Hotel ihre Kraft und Geschicklichkeit und erhitzten sich an dem Beifall der Zuschauer. Der ganze Bezirk geriet in Aufregung. Die Polizei rückte aus; die Feuerwehr holte die Verwegenen vom Dach und den Mauervorsprüngen. Als es Mittag wurde, ohne daß sich der Lord zeigte, wurde man besorgt, klopfte und öffnete schließlich gewalt-

sam sein Schlafzimmer. Lord Artur lag tot im Bett. Man überwand das Entsetzen, suchte nach Ursache und Gründen, und fand auf dem Nachttisch ein Briefblatt, darauf stand:

„Ich verlasse eine Gesellschaft, die jederzeit bereit ist, die Menschenwürde für einen annehmbaren Preis zu verkaufen. Die Probe darauf hat mich im Laufe eines Jahres dreiviertel meines Vermögens gekostet. Das letzte Viertel vermachte ich dem „Klub der Vornehmsten".

„Man hätte den Kerl doch fordern müssen," sagte Prinz Didi.

Der Perserteppich

Unser Leben ist bunt und abenteuerlich wie ein uralter Perserteppich, über dessen kaballistische Zeichen wir achtlos schreiten, um unentrinnbar irgendeinem Spuk in die Arme zu laufen.

Oh! Es gibt Geschichten von solchen Teppichen, von indischen Schals und blumigen japanischen Gewändern, von kupfernen Räucherbecken.

Es sind parfümierte Märchen, die einem mit solchen Dingen begegnen können. Märchen, die sanft sind, wie die Stimmen orientalischer Frauen; Geschehnisse, die leuchten wie die Federn des Paradiesvogels. Ein leichter Opiumrausch wahrt die Seele vor dem kalten, lähmenden Grauen. Und erscheint unversehens der Tod grinsend, zwischen verschlungenen Ranken, so fühlt man nichts als ein lächelndes Bedauern, daß die Geschichte zu Ende ist, und vergißt, daß sie — Leben hieß.

Was dem Stefan Wilpprecht widerfuhr, ist seltsam und beklemmend, aber so vielfarbig und anmutig, daß ihr zuhören könnt, ohne euch zu grauen, und lächelnd mit ansehen, wie er mit einem Menuettpas hinüber chassierte.

Stefan Wilpprecht wohnte in den Achtzigerjahren in einem alten Hause der Wollzeile zu Wien.

Es gibt allerlei geheimnisvolle Teegeschäfte dort, uralte Buchläden und Trödlereien.

Er stand im Staatsdienst und verzehrte die Zinsen eines Vermögens, das ihm seine wohlhabenden Eltern hinterlassen hatten. Die Sonntage verbrachte er abwechselnd in befreundeten Familien. Er spielte die Violine und Flöte mit ziemlicher Virtuosität, verstand es, anmutige Verse zu machen, auf die er weiter keinerlei Wert legte, komponierte sehr lobenswert, ohne es jemandem zu verraten. Ueberdies war er hübsch und kleidete sich mit vieler Sorgfalt und unauffälliger Eleganz. Er nahm seine Mahlzeiten mit bescheidener, aber ausgesprochener Gourmandise in ein und demselben altrenommierten Restaurant, und war diskret gläubig.

Die Wohnung besorgte ihm eine ältliche Bedienerin. Seine einzige Leidenschaft war das Sammeln. Für die Frauen empfand er hochachtungsvolle Gleichgültigkeit.

In dieses wohlgeordnete Dasein, das alle Wünsche wie bunte Luftballons an Fäden hielt, trat eines Tages ein gut angezogener, harmloser alter Jude. Er kam mit Empfehlungen von Freunden des Stefan Wilpprecht, und bot ihm alte und sehr wertvolle Perserteppiche, um lächerlich weniges Geld zum Kauf an.

„Ich habe außerordentliche Geschäfte gemacht!“ erzählte der alte Jude dringlich, „besonders in Künstlerkreisen!“

„Glaub's schon!“ nickte der Wilpprecht freundlich und ein bißchen wehmütig. „Aber augenblick-

lich kann ich leider nichts kaufen. Ich habe mein Budget schon nahezu überschritten.“ Er blickte nachsichtig-zärtlich auf eine wundervolle, schlanke Kupfervase, die er kürzlich erstanden hatte, und die kategorisch verlangte, täglich mit gelben Rosen gefüllt zu werden.

„Ansehen kostet nichts!“ lockte treuherzig der Händler, „und überhaupt, mit dem Zahlen hat es Zeit. Sie sind mir sicher, Herr Wilpprecht!“

Aber es blieb dabei: Wilpprecht wollte von den Teppichen nichts wissen.

An diesem Abend kam er später heim als sonst. Er hatte einen leichten, überaus wohlschmeckenden und süffigen Wein in angenehmer Gesellschaft getrunken. Ein feiner, besonnener Uebermut rieselte ihm durch die Adern. Die Luft hing voll Frühling. Die Schritte rissen sich von den Schreitenden los, und verhallten laut und ungeduldig in der Ferne. Wie ein Wiesel huschte der blanke, junge Mond zwischen den Dächern.

Stefan Wilpprecht betrat seine lautlose Wohnung, entkleidete sich beim Schein einer Kerze, stieg behaglich in sein Bett und schlief ein. Eine Weile schaukelte seine Seele vergnügt zwischen allerhand Träumen, — plötzlich zog es ihm brutal den Schlaf von den Lidern.

Er erwachte mit der ruckartigen Empfindung von etwas Fremdem in seinem Zimmer. Die dienstfertige Kerze beleuchtete einen wundervollen, bunten

Perserteppich, der den Fußboden bedeckte. Reserviert standen die lieben alten Möbel, hochmütig blickten die Bilder, spöttisch funkelte die schlanke Kupfervase; glich einem feindseligen Jungfräulein.

Stefan Wilpprecht starrte auf den Eindringling, der seine geheimnisvolle Buntheit unbekümmert durch das Zimmer schwang.

„Wie kommst du hierher?“ fragte Wilpprecht laut. Er war es gewohnt, die Dinge als Wesen zu behandeln.

Die Arabesken starrten ihn wie verschlossene Lippen an. Wie Lippen, auf denen das Siegel des Propheten haftet.

Stefan Wilpprecht sprang aus dem Bett; seine nackten Füße berührten erschauernd das seidige Gewebe. Er setzte sich mitten auf den Boden, die Arme um die Knie geschlungen, und verfolgte die seltsame Zeichnung. Er streichelte die sinnlosen, und doch so vielgestaltigen Figuren. Er sog die unsagbar schönen Farben in sich, wie einen köstlichen Wohlgeschmack. Er schmiegte die Wange an das herrliche Zeug.

„Ja! Aber man müßte Millionär sein, um ihn behalten zu können,“ sagte er sich, als er wieder sein Bett aufsuchte, und nach seiner Zufriedenheit tastete jählings eine ganz leise Trauer.

Die Bedienerin, die ihm das Frühstück brachte, wußte nur zu berichten, daß zwei Männer gegen Abend mit dem Teppich gekommen waren und ihn,

wie selbstverständlich in das Schlafzimmer des Herrn Wilpprecht gebreitet hätten.

„Also, ein Märchen aus Tausend und eine Nacht!" sagte der Herr Wilpprecht und lächelte in sich hinein, während er feinschmeckerisch-sorgfältig die Kappe von dem kernweichen Ei schnitt. Halb ärgerlich, halb amüsiert über die Schlauheit des Händlers, der ihn in Versuchung führen wollte. Wie aber nun das Weib wieder zur Tür schritt und die häßlichen, gichtischen Füße in Filzschuhen über die leuchtenden Arabesken stampften, erschien es dem Stefan Wilpprecht plötzlich unsagbar widerlich und verabscheuenswert, und er begriff nicht, wie er sie so lange um sich dulden hatte können.

„Sie brauchen nicht mehr zu kommen, bis ich schreibe!" sagte er hastig. Und von ihrer glotzenden Verwunderung bedrängt, fügte er hinzu: „Ich verreise!"

Als er in sein Bureau ging, versperrte er die Wohnung besonders sorgfältig und erfreute sich an dem Gedanken, der Händler könnte in seiner Abwesenheit vergeblich vorsprechen.

Am Nachmittag schlenderte er durch die sonnengrelle Stadt und wunderte sich, wie sehr Wien mit den vorgespannten, weißen Leinenplachen einer Stadt des Orients gleiche. Er blieb lange Zeit vor der Auslage eines türkischen Geschäftes stehen.

Trat ein, ließ sich die kostbarsten Teppiche zeigen, verglich sie mit dem seinen, fragte nach ihrem

Preis und empfand mit prickelnder Wollust, daß er das schönste und unbezahlbarste Stück dieser Art für den Augenblick in seinem Besitz habe.

Um sich über den aufglimmenden Abschiedsschmerz zu trösten, kaufte er wider alles Recht und Ueberlegung einen kostspieligen Koran, eine Wasserpfeife, zwei gestickte Kissen, und von einem plötzlichen Wunsch erfaßt, ein unsagbar blaues Frauengewand. Aus den tiefen Bücklingen des Kaufmanns ersah er die beiläufige Höhe der Rechnung und empfand mit seltsamer Gleichgültigkeit, daß er einen Angriff auf sein Vermögen ausgeübt hatte.

Bei der Tür fiel ihm noch ein funkelndes Fläschchen in die Augen, und als der Verkäufer den goldenen Stoppel vorsichtig und nur für die Dauer von Sekunden löste, erwies er sich, daß der Flakon reinstes Rosenöl enthielt.

Wilpprecht erstand den Behälter samt dem Inhalt. Gefolgt von einem Packträger ging er heim, nahm dem Mann schon auf der Stiege die Sachen ab und betrat seine Wohnung.

Niemand hatte die Jalousien heruntergelassen, niemand den gelben Rosen frisches Wasser gereicht. Wie eine Riesenschlange ringelte sich die Hitze durch die Stuben und schnellte sich ihm entgegen. Stefan Wilpprecht empfand sekundenlang mit törichter Freude: Der Teppich ist noch da!

Er warf sich auf das Sofa, versenkte sich in die Arabesken, schlürfte den unerhörten Farbenzusam-

menklang und empfand plötzlich sein Leben schal, nüchtern und armselig, an dem Teppich gemessen.

Er erhob sich, um aus den neuen Besitztümern ein wenig Freude aufzustöbern. Er löste die Schnüre und Hüllen, ordnete die Prächtigkeiten mit zärtlicher Sorgfalt. Aber so bevorzugt er sie auch legen mochte, sie schienen Vasallen, die dem Teppich dienten.

Zuletzt kam ihm das blau-seidene Frauengewand in die Hand. Er stand hilflos und betroffen. Schwer hing das goldgestickte Jäckchen über seinem Arm. Eine seltsame Wehmut bedrängte ihn, umrankte sein Herz, trieb ihm Tränen in die Augen. Ein Trauern um etwas Unerfülltes, eine brennende Sehnsucht würgte ihn. Vorsichtig hing er das Gewand über einen Sessel, befreite das Rosenölfläschchen und ließ seine Sinne von dem Duft streicheln.

Rosenrote Wolken schienen durch das Zimmer zu schweben. Böse, gelbe Strahlen zischte die Kupfervase.

Die Türklingel schrillte.

„Der Teppichjude!" durchzuckte es den Stefan Wilpprecht. Er ließ erschreckt das Fläschchen fallen. Der Teppich trank das herrliche Oel wie eine willkommene Opfergabe.

Es läutete noch einmal.

Stefan Wilpprecht schlich hinaus, lugte durch das Guckloch und sah ein schmales ärmliches Ding.

Als er die Türe auftat, stand es da in dürftiger

Jugend, unter einem zerschlissenen Tuch, überreiches, strähniges schwarzes Haar, große, starre, seltsam gierige Augen; Augen, die nach den Worten haschten, ehe diese noch die Lippen verlassen konnten, ihren Sinn auszusaugen.

Mit einer fast hochmütigen Gebärde wies das Mädchen, daß es stumm sei, und streckte bettelnd die Hand aus.

Mit seinen seltsam geschärften, durch Farben und Wohlgerüche gepeitschten Sinnen erschaute Wilpprecht die entthronte und gehetzte Schönheit in den schmalen, strengen Zügen, — und konnte sich nicht sattschauen. Plötzlich überfiel ihn, wie aus einem Hinterhalt, die Lust, ihr das unsagbar blaue Gewand, das goldene Odaliskenjäckchen zu schenken. Lächelnd bedeutete er ihr, ihm zu folgen.

Sie betrat sein Zimmer ohne Scheu und schritt so leicht und hochmütig über den Perserteppich, daß Wilpprechts Herz vor Entzücken taumelte. Erstaunlich rasch verstand sie seinen Wunsch. Sie mochte schon manchem Maler zum Modell gedient haben, und schien an phantastische Anzüge gewöhnt. Gleichmütig entkleidete sie sich, stand nackt auf dem Perserteppich in einer Wolke von Rosenöl, griff unbewegt nach dem blauen Gewand, und hüllte ihre eckigen Glieder in die seidigen Falten. Voll natürlichen Instinktes fand sie sich in der fremdartigen Kleidung zurecht; kauerte auf einem Kissen und wartete. Teppich aber und Koran, Kissen und Rosen-

öl schienen jetzt erst ihren Zweck zu erfüllen. Rund um sie leuchtete es in satten und herrischen Farben, wie sie das Hochzeitsgefieder bunter Vögel weist, schien eine schimmernde Kette, die ein Leben umschloß, und in deren Mittelpunkt das Weib prangte.

Die Weisheit des Orients! durchzuckte es den Wipprecht.

Ihm war's, als sängen die Arabesken gleich Huris. Lange Zeit saß er regungslos, und das Weib, froh, sich auszuruhen, saß gleich ihm.

Stefan Wilpprechts Seele spazierte durch blühende Gärten, wand sich lächelnd durch das Teppichmuster.

Mit einem Male stieß sich die Seele an dem Schweigen, das aus der Mitte des Zimmers emporwuchs wie eine riesige graue Mauer. Die Farben erloschen. All die lieben Dinge erschienen erstorben, die Bilder, die Möbel — Gespenster.

Von dem lebendigen Weib ging die Stille aus und hing sich an alles wie Spinneweben.

Fort! empfand Stefan Willprecht, mit der Ungebärdigkeit, die seinen Wünschen heute zu eigen war.

Er winkte dem Mädchen, zu bleiben, nahm seinen Hut und stürzte auf die Straße.

Als er zum Haustor hinaustrat, hatte er die Empfindung, als käme er von einer Reise. Die Glieder waren ihm schwer, der Kopf ein wenig wirr, aber Gott sei's gedankt und der heiligsten Jungfrau

Maria, das war nicht irgendeine verherte Stadt des Orients, die sich wie ein Alligator sonnte, das war Wien, schlechtweg Wien!

„Ich komme von Konstantinopel!" dachte Stefan Wilpprecht, und lächelte in sich hinein, wie er es zu tun liebte, wenn ihm eine feine oder witzige Sentenz durch den Kopf schoß.

Er schlenderte ein paar Schritte, wurde von Bekannten begrüßt, dankte angeregt, ging in eine Apotheke und ließ sich von dem befreundeten Apotheker ein niederschlagendes Mittel mischen.

„Wie einfach ist doch alles," dachte er, während er auf das Medikament wartete. „Ich schicke das Mädchen fort, und schreibe dem Juden, daß er seinen verruchten Teppich auf der Stelle wiederholt!" Aber der Gedanke war noch nicht zu Ende gedacht, als ihn ein unerhörter Widerwillen gegen diesen Entschluß emporriß und zur Tür hinausstieß, gerade als der entsetzte Apotheker ihm einladend lächelnd eine opalisierende Flüssigkeit über den Ladentisch reichte.

Ein schmerzhaftes Verlangen, den Teppich zu vergessen, jagte Wilpprecht die Schaufenster entlang. Unvermittelt betrat er einen Goldschmiedladen, kaufte, ging zu einem Juwelier hinein, tat dasselbe; wählte in einem dritten Laden regenbogenfarbene Gläser, von denen jedes wie eine Frauenstimme erklang, kaufte und kaufte, von einem seltsamen Fanatismus getrieben.

Ihr müßt nicht glauben, daß er verrückt war, meine Lieben, denn als er mit einem Scheck den letzten Kreuzer seines Vermögens verausgabt hatte, machte er sich ohne Besinnen, und wieder von einem Packträger gefolgt, auf den Heimweg, während er lächelnd den Gedanken genoß: „Jetzt mag der schlaue Jud' sehen, ob ich ihm noch sicher bin für den Teppich! Das gönn' ich ihm!"

In seiner Wohnung schlief das Mädchen, auf den Teppich gesunken. Es schlug die Augen auf und lächelte ihm entgegen. Ihr Lächeln glich dem Funkeln der Goldgefäße, dem Blitzen der edlen Steine, den regenbogenfarbnen Gläsern, die er rings im Zimmer verteilte. Dieser erstarrte Jubel, dieses funkelnde Schweigen, das war der Sinn des Lebens, das predigte der Teppich.

Triumphierend bog sich Wilpprecht zu den Arabesken; fuhr zurück, rieb sich die Augen, bog sich aufs neue herab.

Die Arabesken waren Buchstaben! Buchstaben, die er lesen konnte, so sehr sich seine entsetzten Sinne dagegen sträubten, als hätten heischende Hände geheimstes Wissen in ihm wachgerüttelt.

Da stand in den leuchtesten Farben der Welt:

„Alles ist eitel!"

Wie kam die spöttische Weisheit der alten Juden in die naive Freudigkeit des persischen Gewebes? Grinste der Teppichjude durch einen Türspalt? Dieser mit allen Farben des Lebens getränkte Teppich

predigte Tod und Verwesung! Und er, Stefan Wilppracht — ein Narr — häufte, wie zum Hohn unerhörte Prächte in dieses Zimmer! Wie er den Teppich haßte! War es nicht, als wenn eine Frau in der Liebesstunde lacht?

Die Bettlerin erschrak vor seinem blassen Gesicht — er befahl ihr zu gehen!

Sie legte eilfertig den fremdländischen Tand ab, zog ihr dürftiges Zeug über und enteilte.

Das beseelte Schweigen der Dinge wuchs zur Feindseligkeit. Es wurde Rebellion.

„Alles ist eitel!“ Sie, seine Sklaven schrien es ihm entgegen — — — — — — — — — — — —!

Im Vorzimmer erhob sich ein Räuspern.

Die Flüchtende mochte die Türe offengelassen haben.

Ein weißer Bart schob sich durch den Türspalt.

„Ich komme wegen des Teppichs,“ sprach eine ölige Stimme.

Auf dem Teppich aber lag, mit durchschossenem Kopf, Stefan Wilppracht, und war tot.

Vis major

Im „Klub der Aestheten" brannten verschleierte Lampen, wiewohl der törichte Tag bürgerlich-zudringlich durch die Scheiben glotzte. Graue Schleier trugen diese Lampen, graue Schleier mit rosa Futter. Auf die Nuance tat sich Toni Graf Kraudercin viel zugute. Er hatte dem trivialen und lächerlich-unschuldigen Rosa durch die Paarung mit dem prätentiösen Grau einen fast perversen Ton abgewonnen.

Graf Kraudercin, Hanns von Kramerlagg und Herr von Flirenheim hatten den Klub gegründet, der — und das war das Raffinierte — nicht Schaffende, sondern nur Genießende in sich vereinigen sollte. Man nahm nur Leute auf, die nicht über zweiundzwanzig zählten; Söhne uralter Adels- oder Patriziergeschlechter. Junge Männer von tadelloser Wohlgestalt.

Die herrlich ausgestalteten Klubräume sollten ihnen eine Zuflucht gewähren vor dem allzu brutalen und lauten Leben, das ihre Jugend bedrängte.

Nein! Ich will nicht tun, als machte ich mich lustig, damit das Publikum sich freut, und ein paar Metzger applaudieren. Ich habe ihn lieb, den Klub der Aestheten!

Wunderschön sahen sie aus, diese jungen, jun-

gen Klubherren, mit den Kameengesichtern und dem lautlosen Spiel der überfeinen Glieder.

Zu ihnen paßten die Möbel aus Sandelholz und Mahagoni, die zahlreichen und geheimnisvollen Schnitzereien aus Elfenbein, die Figürchen aus Bronze, Kupfer und Silber, die tausendfarbigen barbarischen Vasen, die gespenstischen Bilder und die blassen Teppiche.

Schneidende Wohlgerüche zerrissen die Luft wie Frauenschreie. Es roch wie zerstampfte Lilien, wie gemartete Tuberosen. Bei besonderen Festlichkeiten entzündete man statt der Lampen grüne Wachskerzen in kupfernen Leuchtern.

Damals ereignete es sich, an der Schwelle jenes Abends, der Lätitia Rellis versprach. Lätitia Rellis, deren Leib gelb war, wie Honigseim, wie blasses Gold und helle Bronze. Sie wollte vor den „Aestheten“ tanzen, tanzen in ihrer Nacktheit, die von Edelsteinen erleuchtet war. Im Kreise um sie herum würden die „Aestheten“ sitzen und die Lust in ihre Herzen bannen, wie tollen Wein in eine gebrechliche Schale.

Bei einer ähnlichen Veranstaltung war allerdings etwas Peinliches passiert: Als eine blutjunge Sängerin, splitternackt, ein Körper wie aus Silber, mit glasheller Sopranstimme ein Lied sang, verfiel der sechzehn Jahre alte Henry Dupal in Herzkrämpfe. Man glaubte, es sei Verzückung, aber es stellte sich heraus, das ihn der Anblick des rüh-

renden Kindes unerträglich an seine Schwester gemahnt hatte. Hierauf schloß man ihn aus.

Gerade als Kraudercin mit den Vorbereitungen für den Empfang der Lätitia beschäftigt war, und man die kleine Bühne mit einem Gobelin behängte, kam als erster Hanns Krischenloh. Kam blaß und verstört.

„Kraudercin!“ sagte der Krischenloh, „ich muß unbedingt mir dir sprechen. Ich habe dir etwas zu sagen, etwas, das mich vielleicht unwürdig macht, unserm Klub länger anzugehören.“

Kraudercin hob abwehrend die blassen Hände. Ein Opal irrlichterte.

„Ich muß es dir erzählen!“ beharrte Hanns Krischenloh, „gleich jetzt muß ich es dir erzählen!“

„Erzähle!“ gewährte resigniert der junge Graf, ließ sich in einen gewaltigen, geschnitzten Lehnstuhl gleiten, und legte die geschmückten Hände auf die Lehnen. Durchsichtig zart hob sich sein schmaler Kopf von den Holzornamenten.

Der Krischenloh, ganz Blondheit und Geschmeidigkeit, lag längs auf einem Eisbärenfell. Lautlos kamen und gingen die Diener, brachten die Leuchter und schimmerndes Gerät, zündeten Räucherflammen an, breiteten Kissen und Gewebe.

„Ich habe einen Hund!“ begann der Krischenloh, „einen großen wunderbaren Bullterrier. Ich habe ihn sehr lieb! Er ist weitaus ästhetischer als sonst Hunde sind; da will es das Unglück, daß im

selben Haus mit uns eine alte Jungfer mit einer winzigen, ganz ordinären Pintscherin wohnt. Die Pintscherin wird läufig, und für meinen armen Bobby beginnt eine fürchterliche Leidenszeit...

Kraudercin! Was haben wir gelitten, der Hund und ich!

Herzlos war dieses Weib. Ich habe sie gebeten, die Pintscherin wegzugeben. Ich habe ihr Blumen und Briefe geschickt — — Umsonst!! Gelacht hat sie über meinen armen Hund und mich! Ich hab' niemand gewußt, dem ich meinen Bobby hätt' anvertrauen können, — mit ihm zu verreisen war mir gerade jetzt aus dringenden Gründen unmöglich, allerlei Familienkrimskrams band mich. Der Hund ist völlig verwandelt. Durchstrolcht die Nächte, kommt scheu und schmierig nach Haus. Prügel nutzen nichts, meine Nerven rebellieren. Ich nehme Brom, kalte Bäder, schlafe keine Nacht, und vor der Wohnung der Pintscherin heult und stöhnt Bobby ohne Unterlaß. Die ganze Liebe war mir verekelt.

Als ich eines schwülen Abends, matt wie eine Fliege mit meinem kopfhängerischen Hund in den Anlagen promeniere, kommt ein unbekannter Diener auf mich zu und überreicht mir diesen Brief."

Krischenloh nahm ein graues Papier aus seiner Antilopenlederbrieftasche und las:

Mein Herr!

„Ich beobachte Sie und Ihren Hund seit ein

paar Tagen. Der Hund gefällt mir. Ich möchte meine Bullterrierhündin ‚Aurora' (von dem besten Rüden, ‚Champion Mully-Bull', aus der ‚Terneß I.') von ihm decken lassen. Wollen Sie mich freundlichst behufs näherer Verhandlung morgen 5 Uhr besuchen; Hund und Stammbaum mitbringen! Verbindlichst Missis Malvin usw."

Der Brief kam wie eine Erleuchtung. „Aurora!" Das war die würdige Ablenkung für meinen Bobby. — Ich werfe mich und meinen Hund in full dress und folge der Einladung.

Smartes Haus, smartes Weib. Eine prächtige Hall.

In dieser Hall kommt mir Missis Malvin entgegen, in einem grellrot-seidenen tea-gown gekleidet. Neben ihr schreitet die schneeweiße Hündin und knurrt."

„Freut mich, Sie zu sehen!" lächelte Missis Malvin und schüttelt meine Hand. „Der Hund ist gut, I see! Kommen Sie, wir wollen eine Tasse Tee trinken, derweil unsere darlings Freundschaft schließen."

Krischenloh machte eine Pause.

Sprach resigniert: „Ja also, wir haben Tee getrunken. Sie war herrlich gewachsen, nicht mehr jung, aber blond. Entzückende Sommersprossen, veilchenblaue Augen."

„Also schön?" fragte der Kraudercin.

„Nein!“ sprach dumpf der Krischenloh, „nicht schön! Das heißt — — rassig, hoch im Blut, schön, wie ihre Hündin.“

Bobby geht um Aurora herum. Sie fletscht die Zähne. Missis Malvin lächelt mich an!

Bobby winselt, Aurora knurrt, wir trinken Tee.

Ich spüre eine Fußspitze an der meinen, Bobby wagt einen Angriff, Aurora fällt ihn wütend an.

Ich mache eine unwillkürliche Bewegung, Missis Malvin hält meinen Arm. Ihre veilchenblauen Augen schimmern grünlich.

Bobby stöhnt, ich spüre, daß ich zumindest seufzen muß.

Bobby weicht, aus einer Bißwunde blutend, zurück. Das Biest sitzt fletschend auf seiner Tugend. Missis Malvin lacht.

„Still!“ gurgle ich.

„Sie ist charming!“ sagt Missis Malvin verzückt.

„Sie ist gemein!“ schrei ich. „Gemein, wie alle Weiber! Man täuscht uns in einen Kampf hinein, um uns den Sieg begehrenswert zu machen. Betrug ist es!“

Bobby stürzt sich wie ein Rasender auf Aurora.

Eros fegt wie ein Wüstenwind durch das Zimmer.

Ineinander verbissen wälzen sich raufend die Köter. Mir bangt um meinen Hund.

Ich presse brutal meine Knie gegen die der Frau.

Malvin und Aurora scheinen mir eins. Ihre Augen verschwimmen unsagbar veilchenblau.

Wir sind die Starken!

Ich reiße das Weib in meine Arme, sie wehrt sich — — der Teetisch fällt um, — — die Tassen schmettern, — — die Hunde keuchen, — — ich rase! ... plötzliche Stille! — —

Bobby und ich haben fast gleichzeitig unser Ziel erreicht.

* *
*

Krauderin sprang auf, stürzte zum Fenster und ließ den Tag herein; den Tag, den er so haßte.

Stimmen klangen, die „Aestheten" versammelten sich, zwei Diener rissen die Türe auf. Herein schritt Lätitia Nellis nackt und schön, wie das verruchte Leben selber.

Marias Verklärung

An einem Abend, der durchaus nicht aussah, als ob er schimmernde Geheimnisse hinter seinem Mantel berge, besuchte Robert Hentz wieder einmal die Familie Felleisen. Er liebte diese kümmerlichen Menschen, weil sie ihm unerschöpfliche Modelle waren für seine grausamen und gespenstisch-blutleeren Karrikaturen. Diese Karrikaturen aber bedeuteten in jener Zeit das einzige fixe und reichlich knappe Einkommen des talentvollen und sehr eleganten Robert Hentz.

Die Familie saß vollständig versammelt und mit einer gewissen Feierlichkeit beim Abendbrot. Herr Anton Felleisen, bürgl. Gemischtwarenhändler, säbelte wollüstig schnaufend an einem Schinkenbein. Der lange pechschwarze Schnurrbart hing in die fettigen Mundwinkel und gab seinem Gesicht etwas Tartarisch-Wildes. Frau Ernestine, seine zweite Gattin, strich Butterbrode. Sie nickte dem Gast ernsthaft-beschäftigt und reserviert zu. Ihre niedlichen Züge schienen wie verwunschen in Fett und Fleisch. Den ungeheuern Busen barg sie in einem himmelblauen, gestrickten „Seelenwärmer“, was nahezu fesch wirkte. Freundlich leuchtete die erfrorene Nase in dem Antlitz des ältesten Sohnes. Maria saß in ihr dunkelrotes Wolltuch gewickelt, trank schlückchenweis Brusttee aus einer goldgeränderten Schale,

und las mit sittlichem Ernst einen Roman von Clauern. Ueber den Rand des Buches hinweg lächelte sie zu Robert Hentz hinüber. Ihr Mund glich dabei einer blaßrosa Mohnblüte, die sich langsam entblättert. Maria war sehr schön und trug edle Züge. Ihre Farben leuchteten in schmerzhafter Zartheit. Woher sie diese Schönheit hatte, wußte niemand, auch nicht ihre verstorbene Mutter, deren Porträt über dem Trumeau hing. Vielleicht hatte eine nicht zu leugnende Vorliebe für das Ungewöhnliche bei der seligen Frau Felleisen das keimende Leben beeinflußt. Diesen abenteuerlichen Hang, und die schwache Lunge hatte Maria geerbt. Sie hustete viel und sprach wenig. Das wenige aber drückte sie in einem sorgfältig gewählten Hochdeutsch aus.

Auch Marias Bräutigam war anwesend. Sein hageres, gelbes Gaunergesicht stach wohltuend von den Physiognomien der Familie ab. Er nannte sich mit Stolz den einzigsten christlichen Wiener Partiewarenhändler, verstand gelegentlich etwas von Bildern und anderen Kunstgegenständen und begönnerte den Robert Hentz. Maria liebte ihn nur um seines Gewerbes willen, das eine gewisse Romantik für die Zukunft versprach. Seiner Glut setzte sie mit befremdlicher Hartnäckigkeit den Hochzeitstag als Ziel.

Hockte da noch, an einer Schwarte knabbernd, das jüngste Kind; runzlich und widerlich, wie eine niemals reifgewordene Zwetsche. Zwischen schmalen

Schultern saß ein Wasserkopf. Aber das Kind lächelte gleich seiner Schwester Maria, und aus den glasigen, übergroßen Augen grüßte eine winzige, zaghafte Freude den jungen Maler.

Robert Hentz lehnte sich gegen den Ofen, um den Anblick der ganzen Familie in sich aufnehmen zu können.

„Bitte Platz zu nehmen!" lud ihn Herr Felleisen mit seiner knarrenden Stimme ein, „Stückerl Schinken gefällig? Marie! Einen Teller für'n Herrn v. Hentz!"

„Danke! Ich habe schon gespeist," wehrte Robert Hentz. Er log mit jener kühlen Vornehmheit, die er damals allzu materiellen Dingen gegenüber am Platz fand. „Aber wenn die Herrschaften gestatten?" Er nahm eine Opiumzigarette aus seinem Etui. Der Bräutigam beeilte sich, ihn mit Feuer zu versorgen. Maria sog mit geblähten Nüstern den süßlichen Rauch ein. Sie hustete, schwelgte, hustete wieder.

„Geniert Sie der Rauch, Fräulein Maria?" fragte der junge Maler rücksichtsvoll.

„Nein, nein!" wehrte sie hastig.

Ihm war es, als bedränge er mit dem Rauch seiner Zigarette ihre Jungfräulichkeit, als zwänge er sie, ohne die feucht-kalten Hände berühren zu müssen, ohne den kranken Hauch ihres Mundes zu atmen. Denn Robert Hentz, dessen Bilder von Blut, Wunden und andern Gräßlichkeiten des Le-

bens starrten, fürchtete sehr den Tod und den Maskenzug der Krankheiten. Er rauchte mit Intensität. Der Bräutigam legte eine hilflos-breite Besitzertatze auf das unsaubere Tischtuch dicht neben Maria; eine Hand mit klobigen Fingern und schmutzigen, abgebissenen Nägeln. Robert Hentz wand sich vor innerlichem Lachen. Maria bog sich fast ekstatisch auf die Sessellehne zurück, sie drückte das Taschentuch gegen den Mund, um den Husten einzudämmen. Winzige Blutfleckchen färbten das Gewebe. Robert Hentz warf mit einer Siegergeste die Zigarette weg und zertrat die Glut. Niemand aber von dieser achtbaren Familie ahnte, was soeben vorgegangen.

„Ja, morgen heißt's zeitlich aufstehen!" sagte der bürgl. Gemischtwarenhändler und wischte sich den Mund.

„Morgen?" fragte der junge Maler zerstreut, „was ist morgen?" Plötzlich fiel ihm ein, daß morgen wieder einmal Sonntag war. Einer jener Sommersonntage in der Stadt, die voll unerträglich-süßlicher Widerlichkeit sind, wie schwitzende, parfümierte Dirnenleiber. Diese Sonntage ängstigten Robert Hentz, indem sie ihm eine unerhörte Bedeutungslosigkeit des eigenen Ich vortäuschten. Sie saugten ihm das Hirn aus dem Schädel, weckten ganz gewöhnliche Begierden, für die es keine Entschuldigung oder Beschönigung gab, und die ihn umkreisten gleich Schmeißfliegen. In den Wienerwald jagte ihn grinsend das Sonntagsgespenst,

in den Wienerwald, den er haßte; mitten hinein in die proletarische Menge, die schamlos ihre Häßlichkeit zur Schau trug. Diese Schamlosigkeit würde spaßhaft gewirkt haben, hätte ihr nicht die Masse etwas Grauenhaftes verliehen. Diese Geschöpfe ohne Lebensberechtigung überfluteten auch die Zukunft mit ihrer Erbärmlichkeit; zogen und schleppten abscheuliche Kinder mit sich, trugen sie schwitzend Huckepack.

„Maria," fragte der junge Maler aus seiner Sonntagsangst heraus, „wollen wir nicht morgen zusammen irgendwohin ins Freie?" Der Bräutigam lächelte nachsichtig.

„Morgen?" fragte Maria erstaunt, und schüttelte leise den Kopf.

„Morgen ist doch der Huldigungsfestzug!" gröhlte Herr Felleisen dazwischen, „sind Sie denn gar kein Patriot, Herr v. Hentz?"

Frau Felleisen sah Robert Hentz vorwurfsvoll an und sprach reserviert: „morgen kommen eine Menge Fürstlichkeiten!"

„Auch der König von Sachsen," flüsterte Maria und errötete.

„Ist der etwas ganz Besonderes?" fragte der junge Maler gereizt.

„Er tut mir so leid!" sagte Maria und blickte verträumt.

„Ja, also kurz und gut!" fuhr Herr Felleisen fort, „wenn man was sehen will, muß man zeit-

lich losziehen. Warm wird's auch werden. Ich denk', so um sechse gehn wir's an! Halten Sie mit, Herr v. Hentz?"

„Ja!" sagte der junge Maler mit plötzlichem Entschluß.

„Schön!" nickte Herr Felleisen, „also Sie holen uns ab. Der Mensch muß zeigen, daß er sich vom Vieh unterscheidet und für was Hohes noch einen Sinn und ein Interesse hat!"

Frau Ernestine nickte bedeutungsvoll, und kratzte sich mit einer Stricknadel den kühngewellten Scheitel.

„Geht der Paultschi auch mit?" fragte Robert Hentz, und betrachtete den verschrumpelten Sprößling.

„Freilich geht er mit!" bekräftigte Papa Felleisen. „Glauben Sie, ich bin so ein Rabenvater, daß ich meine Kinder zu Hause lasse, wenn für ihre Bildung was geschieht, wenn's was zu sehen gibt, was sozusagen nichts kostet? Gelt, Paultschi, so sind wir nicht!" Er schlug dem Kleinen auf die Schulter.

Das Kind, augenscheinlich ungewohnt, von dem väterlichen Gewalthaber zärtlich apostrophiert zu werden, zuckte erschreckt zusammen und lächelte hilflos und schutzsuchend zu Maria hinüber.

„Ich gehe ganz weiß!" schwärmte Maria. „Weißes Kleid, weiße Schuhe, weißer Hut — — wollen Sie's sehen?" Sie stand auf, zündete eine Kerze an,

wickelte sich fest in ihr rotes Tuch und geleitete Robert hinüber in ihre kleine Kammer, die dicht neben dem Laden lag. Es roch muffig nach Mehl und allerhand Viktualien, die man in diesem kellerartigen Raum aufbewahrte. Etwas raschelte.

„Es sind nur Mäuse!" beruhigte Maria.

Aengstlich an die Wand gedrückt stand das schmale Bett. Eine weiße gehäkelte Decke war sorgfältig darüber gebreitet. Ueber dem Bett hingen drei schmerzhaft-bunte Heiligenbilder, eines davon wies die Madonna mit den Schwertern.

Zärtlich über den einzigen Sessel geordnet, breitete sich der weiße Staat.

„Ist es nicht wie für eine Braut?" schwärmte Maria.

„Und das alles für den König von Sachsen?" fragte Robert Hentz. Die Kerze zuckte unruhig in der frostigen Luft. Maria hielt ihre Hand vor das Licht; man sah das Blut in den langen dünnen Fingern schimmern.

„Warum nicht?" fragte sie tapfer und ihre Wangen röteten sich, „wer kann mich daran hindern, mich für den König von Sachsen zu schmücken?"

„Die gesunde Vernunft!" sagte Robert Hentz zornig. Sogleich aber bereute er seinen Ausspruch. Was wollte er mit der gesunden Vernunft in einer Kammer, wo unaufhörlich Mäuse raschelten, Viktualien moderten, und über einem schmalen Jung-

frauenbett drei Oeldruck-Heiligenbilder hingen? Was verlangte er von diesem Mädchen, das dastand, als hielte es statt der Kerze das eigene armselig zuckende Leben in den durchsichtigen Händen. War er vielleicht eifersüchtig auf den König von Sachsen? Und plötzlich packte ihn der groteske Jammer all dieser dumpfen Existenz. Ihn würgte das Grauen vor den strengen Jahren, die ihn vielleicht noch von dem Ziel trennten. Die Aengste der Jugend durchkälteten ihn, die Hilflosigkeit, wie sie nur wir Zigeuner kennen. Er starrte durch das winzige Fenster in ein abgrundtiefes Dunkel.

„Was ist dort draußen?"

„Ein Lichthof," sagte Maria gleichgültig.

„Natürlich, Mauern, Mauern!" Er lachte.

Sie sah ihn erstaunt und mißbilligend an, war noch immer bei dem ersten Gespräch.

„Es wäre ja lächerlich, zu behaupten, daß der König mich sehen muß," sprach Maria, „aber sollte es nicht möglich sein, daß *zufällig* ein Blick auf mich fällt. Macht man nicht auch für Gott Toilette an besonderen Festtagen, obwohl es ebenso unsicher ist, daß Gott Gewicht darauf legt."

* *
*

Am nächsten Morgen also holte Robert Hentz die Familie Felleisen ab. Es war das lächerlichste Sonntagswetter, das man sich denken konnte. Der

Himmel wies ein unmögliches Blau. Die Sonne glich einer Kommerzienrätin im Ballstaat. Robert Hentz begegnete eiligen kleinen Mädchen in weißen Kleidern und furchtbar gewellten Haaren. Handwerker rannten in Bratenrock und Zylinder. Größere Mädchen querten den Weg des jungen Malers, warfen schräge Blicke aus festlich-verschämten Augen.

Allmählich sammelte sich eine kitzelige Fröhlichkeit in Robert Hentz, prickelnd, wie ein Niesreiz. Eine Lustigkeit, die nur darauf wartete, in Bocksspründen loszubrechen.

Vor dem Haustor harrte die versammelte Familie Felleisen und erfreute das Auge des jungen Malers. Er drückte dem Bräutigam heftig die Hand und sprach zu Maria: „Wie eine weiße Rose sehen Sie aus, Fräulein Maria." Diese Trivialität ergötzte ihn geradezu.

Maria lächelte geschmeichelt und zerstreut, sie führte Paultschi, dem man einen außerordentlich festlich reinen Kragen umgebunden hatte.

Musik schwebte heran.

„Die Veteranen," mahnte Herr Felleisen bedeutungsvoll, und alle setzten sich in Bewegung.

„Gott ist das Leben schön!" schrie Robert Hentz und wirbelte sein Stöckchen.

„Ja, wunderschön," flüsterte Maria und atmete angestrengt.

„Es könnt' noch viel schöner sein, Marietscherl," sagte der Bräutigam zärtlich und eindringlich.

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Laufen Sie nicht so, Fräulein Maria!" sprach der junge Maler und schwelgte in bedächtiger Grausamkeit, „sonst werden Sie wieder husten müssen."

„Was tut das?" fragte Maria schwärmerisch. Ihre Augen glänzten dunkel und weich. „Heut' weiß ich doch wenigstens, warum!"

Ein Taubenschwarm flatterte auf und umschwebte sekundenlang die weiße Gestalt.

„Wie eine Märtyrerin sehen Sie aus, Maria!" sagte der junge Maler.

„Ich wollt', ich wäre eine!" hauchte Maria.

Und die Tauben nahmen den Wunsch auf ihren Flügeln zum Himmel hinauf.

Menschen zogen daher in unabsehbaren Massen. Sie drängten aus den Haustoren, stauten sich an den Ecken, quirlten zu einem widerlichen und bedrohlichen Körper zusammen, der die Straßen überflutete, das Individuum in sich aufsog und jeden zwang, ein kribbeliges Glied an dem Riesenleib zu werden.

Die Lust des jungen Malers schrumpfte zusammen, wandelte sich in ein graues Gespenstchen. Er wischte sich die Stirn.

„Warm wird's!" nickte Herr Felleisen vergnügt.

Der Menschenstrom sog sie auf, preßte sie in Reih und Glied. Sie marschierten Seite an Seite mit

Hunderten von festlich Schnaufenden. Und inmitten dieser vergewaltigten Scharen schritt Maria, den weinerlichen Paultschi an der Hand, leicht und schwebend, als sei sie eine zweite Jungfrau von Orleans, bestimmt, dieses seltsame Heer zum Siege zu führen.

Die Ringstraße war ein einziger Schrei. In Glas und Metall jauchzte die Sonne. Die Bäume jubelten zu einem Himmel empor, dessen Blau eine leuchtende Verzückung war. Grellfarbige Fahnen warfen sich brünstig der Luft entgegen. Immerzu gellte Musik. Blechinstrumente spielten Märsche, die anhuben und zerrissen. Immer dichter keilte sich die Menge.

Langsam erhob sich der Tod von seinem Platz zu Gottes Füßen, sah mit leeren Augen auf die berauschten Massen, reckte faul die knöchernen Arme und murmelte satt und befriedigt „Mein!"

Geschmückte Kinder marschierten vorüber. Frau Felleisen schluchzte vor Rührung. Und immer wieder zerstückelte Melodien, spitzer, kampfbereiter, triumphierender Singsang.

Wehende Helmbüsche, Farben und Gold, Hufgeklapper: Die Prinzen!

Vorwärts schnob die Menge.

Ein Schrei, dünn und armselig, als bräche Glas. Ein winziger Schrei, der in einem Sumpf von Menschenleibern versank, vergurgelte. — — Sie

erdrückten Maria knapp ehe der König von Sachsen kam.

* *
*

Es geschah, daß bald darauf Robert Hentz unerwartet und vorübergehend zu Geld gelangte. Er verausgabte es irgendwo draußen auf einer Hotelterrasse in Gesellschaft einer sehr blonden und sehr eleganten jungen Dame. Als der Abend die Stadt bedrängte, und die Hexe Wien sich in sieben Schleier hüllte, in sieben dünne, graue Schleier, durch die ihr verruchter Leib zu leuchten begann, erzählte Robert Hentz, entzückt von der eigenen Beredsamkeit, in scharfen, grellen Heiligenbilderfarben von Maria. Er sprach von dem Volk, wie sich Kinder Gespenstergeschichten erzählen. Und die Dame, die in ihren Uranfängen eine Hausmeisterstochter war, begann sich merkbar zu gruseln.

„Ja, sie war ein gutes Mädchen!" nickte Robert Hentz, „nur — — zum Schluß ist sie mir mit dem König von Sachsen untreu geworden."

Suggestion

Das passierte in Wien und nahm seinen Anfang an einem Sonntag nachmittag. Wenn ihr wollt, könnt ihr es eine Gespenstergeschichte nennen, vorausgesetzt, daß ihr Zeit zum Gruseln habt.

Er, der die Geschichte hauptsächlich erlebt hat, saß an jenem Sonntag nachmittag, wie allwöchentlich, bei dem Oberinspektor Walter und dessen Frau Anna.

Der Sonntag hat ja überall seine „Mucken" und am leichtesten wird man mit ihm fertig, wenn man irgendwo in einer stillen Gasse, in einem soliden, alten Hause um einen runden Mahagonitisch, mit einer jungen Frau und ein paar anderen sitzt.

Ja also! Da saß der Oberinspektor, ruhig-freundlich und ein wenig schweigsam. Der Oberinspektor stand den Vierzigern zunächst und wuchs still lächelnd über seinen braunen Scheitel hinaus. Da saß sein Freund, der Lorenz Kerk. Saß faltenreich und verhutzelt, wie ein Affe. Hatte eine breite Nase und trug eine Brille; durch die Gläser blinzelte er verliebt nach Frau Anna. Der Lorenz Kerk sprach viel, sprach witzig mit seiner hohen, dünnen Stimme. Er trieb Chemie, wußte Genaues vom Spiritismus und Magnetismus, und warb heimlich die zierliche Frau Anna als erste Liebhaberin für ein privates Puppentheater. Hatte er die, dann kam

der Joachim von Gilderloo ganz von selber. Der Joachim von Gilderloo hat diese Geschichte hier erlebt. Er und sonst keiner; nicht einmal die Frau Anna.

Fünf Uhr nachmittags wurde es, und der Gilderloo bekam langsam seine müdgekämpften Augen. Frau Anna schritt graziös mit der blumigen Kanne um den Tisch herum, füllte drei Tassen mit Kaffee, und empfand vergnügt, wie die Wünsche dreier Männer hilflos-begehrlich nach ihr griffen. Sie schritt wie auf Federn. Sie ging um diese Wünsche herum im zierlichen Menuettpas, sie huschte mitten hindurch wie durch Triumphbogen. Bekam rosige Wangen dabei und blickte glückselig. Frau Anna stand in den grausamen Jahren, wo die Weiber Männersehnsüchte trinken, schlürfen, saugen, wie einen Jugendtrank. Sie war ein klein wenig älter als der junge Gilderloo.

Der Sonntag hockte auf dem Dach: plustrig und grau wie eine riesige Taube, und hing seine Flügel über die Stadt. Von Zeit zu Zeit klopfte er an die Scheiben und gurrte melancholisch dazu.

„Wir könnten etwas spielen," meinte Frau Anna, „Tischrücken vielleicht?!"

„Nein!" sagte der junge Gilderloo unartig.

Frau Anna lächelte nachsichtig. Der Oberinspektor hielt ihm freundlich sein silbernes Zigaretten-Etui hin. Joachim von Gilderloo nahm eine

Zigarette und drehte sie unruhig zwischen nervösen Fingern, vergaß „Danke" zu sagen. Frau Anna entfachte ein Zündholz.

„Mögen Sie Tischrücken nicht?" fragte vergnügt der Lorenz Kerk und legte ein Bein über das andere.

„Nein!" sagte böse der Gilderloo, die Zigarette zwischen den Zähnen. „Ich hasse solche Spielereien!" Er bog sich dem Zündholz entgegen. Dabei streifte Frau Annas Hand seine Wange. Der Gilderloo zog mit einem Ruck die Zipfeln seines gelben Rockes nach vorn.

„Hassen?? Weil Sie sich fürchten!" triumphierte Frau Anna und löschte überlegen die kleine Flamme, die nach ihren Fingern züngelte.

„Ja! Weil ich mich fürchte!" bekannte Joachim erregt, und sah die Frau ernsthaft an aus großen, heißen, grün-grauen Jungenaugen.

Und dieses Eingeständnis verblüffte Frau Anna so, daß sie sich beinahe in den Gilderloo verliebt hätte.

„Mir sind diese Dinge zu heilig, um sie zum Zeitvertreib herzunehmen!"

„Heilig?" sagte Frau Anna enttäuscht, „ich habe gedacht, Sie fürchten sich?!"

„Ich fürchte mich vor allem, was mir heilig ist!"

„Das müssen Sie sich abgewöhnen!" kicherte Lorenz Kerk.

„Das gibt sich ganz von selber,“ nickte freundlich der Oberinspektor.

„Ich bin nicht ganz so jung, als die Herren glauben!“

„Schon!“ sagte Frau Anna. „Sehr jung sind Sie! Mein Bébé sind Sie, daß Sie's wissen!“

„Ganz wie Sie wünschen, gnädige Frau!“ sagte der Gilderloo, starrte auf den Plafond und hatte — die Augen voll Wasser.

„Ja!“ sagte der Kerk, „man kann über diese Art Dinge und Experimente denken wie man will. Etwas Besonderes steckt doch immer dahinter. Es gibt da recht interessante Pröbchen. Ich wüßte zum Beispiel eine ganz nette mystische Spielerei. Viel neuer und interessanter als Tischrücken.“

„Gut! Spielen wir das!“ heischte Frau Anna.

„Das ist nicht so einfach, meine liebe gnädige Frau!“ lächelte höhnisch der alte Puppenspieler. „Dazu gehören gerade zwei. Nicht mehr und nicht weniger. Der eine von beiden muß einen ganz außerordentlich starken Willen besitzen. Von uns Vieren würde sich wahrscheinlich der Herr von Gilderloo am besten dazu eignen.“

„Lassen Sie mich aus dem Spiel!“ sagte Joachim von Gilderloo scharf.

„Ja, lassen Sie ihn gehen!“ sagte Frau Anna streng, „er ist heute unausstehlich! Beschreiben Sie mir lieber das Experiment.“

„Also,“ begann der Kerk, „denken Sie sich: man

sitzt des Nachts in einem Zimmer ganz allein und starrt unausgesetzt auf einen leuchtenden Punkt. Am besten ist es, wenn man das Experiment im Bett nach dem Schlafengehen vornimmt. Man konzentriert seine Gedanken auf eine Person, von der man natürlich wissen muß, wo sie sich befindet. Dann malt man sich aus, daß man aufsteht, sich ankleidet, die Stiege hinuntergeht, das Haustor aufklinkt, auf die Gasse kommt, den Weg zur Wohnung des anderen einschlägt, — — und so weiter, bis man in des Betreffenden Schlafzimmer tritt. Und dann — — mir haben's nüchterne Leute beschworen, sieht uns dieser andere wirklich und wahrhaftig vor sich stehen."

„Komisch!" sagte Frau Anna. Wurde ein bißchen rot und strich sich mit den weichen Händen über den welligen Scheitel. Ein ganz tiefer Seufzer zitterte durch den Raum.

„Sagten Sie etwas?" fragte freundlich der Oberinspektor den Joachim Gilderloo.

„Nein!" brummte der Gilderloo und lockerte mit zwei Fingern den hohen Stehkragen.

„Vielleicht wollen Sie das Experiment doch versuchen?" meckerte der Lorenz Kerk.

„Nein!!!" schrie der Gilderloo.

„Warum nicht?" fragte Anna.

„Gut, gnädige Frau," sprach Joachim heiser. „Wenn Sie es — wünschen, so werde ich Sie heute Nacht besuchen."

Das Blut klopfte ihm in den Schläfen. Er warf einen herausfordernden Blick auf den Oberinspektor.

„Kommen Sie nur," nickte Frau Anna, „ich bin zu Hause, nachdem es sozusagen nur Ihre — Seele ist!" Sie schaute spitzbübisch nach ihrem Mann. Der lächelte nachsichtig. Ein wenig schmerzhaft zog der Gilderloo die Mundwinkel.

„Nur meine Seele — liebe Frau!" Es war viel Goethetum damals in dem Gilderloo.

Bald darauf empfahl er sich.

„Auf Wiedersehen!" lächelte Frau Anna, dachte an die kommende Nacht und drückte ihm sehr weich die Hand.

Als es richtige Nacht wurde, lag der lange, schlanke Gilderloo in seinem funkelnden Messingbett und sah starr auf eine einzige elektrische Lüsterflamme. Blaue Kreise tanzten vor seinen Augen. Alle Adern pulsten, Schweiß brach ihm aus den Poren. Der Körper rang hart um die Oberherrschaft; die Seele wirbelte wie ein Kreisel, vom Willen gepeitscht. Sekundenlang war es ihm, als schwebe er zwischen Unendlichkeiten. Die Seele, durch den furchtbaren Willen halb vom Körper gelöst, suchte sehnsüchtig eigene Wege. Die heiße Luft der Hölle hauchte den Gilderloo an, irgendwo kicherte Lorenz Kerk. Ewigkeiten durchmaß Joachim, die Seele sehnte sich dem Urgeist entgegen. Da

packte ihn die Angst, er könne niemals den Weg zu Frau Anna finden; da ward ihm bang um seine Liebe!

„O liebe Frau!“ stammelte angstvoll der Gilderloo.

Und es war ihm, als falle er viele viele tausend Jahre tief. Erdenschwere bedrängte ihn. Mit zusammengebissenen Zähnen, keuchend, mit geballten Fäusten beschwor er den Willen. Und er nahm den Weg zu Anna Walter. Haarscharf durchdachte er den Gang. Stand in Gedanken auf, bebend vor Sehnsucht und Ungeduld, schritt die Stiege hinunter, klinkte das Haustor auf, ging durch die nächtlichen Gassen. Die Sterne sah er funkeln und fühlte den Atem der schlafenden Häuser. Auch der Mond hing da, schaute scharf und spöttisch. Gilderloo fand, daß der Mond dem Lorenz Kerk ähnlich schaute. Er wollte stehenbleiben und ein böses Wort hinaufschleudern, aber der Wille stieß ihn vorwärts, stieß ihn bis vor das Haus, wo Anna Walter wohnte. Friedsam lag es da, grau und ehrwürdig. Lautlos schwang das Haustor. Lautlos stieg der Gilderloo die Kühle hauchende Treppe hinauf; lautlos öffnete er die schneeweiße, niedere Wohnungstür. Durch das Vorzimmer voll gehäkelter Deckchen hinein in das Schlafzimmer!

Trotzig standen die Ehebetten. Sanftmütig in weiche Kissen versunken schlief der Oberinspektor, blies durch halbgeöffnete Lippen. Frau Anna lag

in sittsam geschlossenem Hemdchen und machte erwartungsvolle Augen.

„Anna!“ flüsterte Joachim.

Sie sah ihn an, ruhig und ein wenig erstaunt. Ihr langer brauner Zopf lag auf dem Kissen.

„Anna!!“

Plötzlich schrie sie auf. Der Schrei durchfuhr den Gilderloo wie ein Messer. Ein rasender, fast körperlicher Schmerz umkrallte ihn. Himmel und Hölle gellten durcheinander. Sekundenlang hieb der Tod mit seiner Sense nach Joachim. Deutlich lachte der Lorenz Kerk.

Dann fand sich der Gilderloo zitternd und schweißbedeckt, schluchzend vor Schwäche, in seinem Bette wieder.

— — — — — — — — — — — — —

Den nächsten Tag fühlte Joachim sich so müde, wie nach einer weiten Reise. Er hatte viel mit dem Aufwachen zu tun. November war's, und die Welt hing voll Weihnachtsnebel. Das sind die Kulissen, hinter denen das Christkind steht. So gegen 4 Uhr nachmittags ging Joachim aus, kaufte einen Strauß blasser Rosen, und begab sich zu Frau Anna.

Sie war allein zu Hause; Frau Anna schaute den bleichen Gilderloo an, mitleidig-neugierig, wie sehr tugendhafte Frauen zu schauen pflegen.

„Haben Sie gut geschlafen?“ fragte Frau Anna.

„Nein!" stammelte der Gilderloo. „Und Sie, gnädige Frau?" Er wagte es nicht, sie anzuschauen.

„Hm!" meinte Anna, „wie man es nehmen will."

Joachim tat keine weitere Frage; das Herz klopfte ihm bis zum Halse.

„Sie — äh, waren bei mir?!"

„Ja!" jauchzte der Gilderloo. Seine ganze Liebe strömte aus diesem einzigen Wort.

„Sehen Sie, Herr von Gilderloo," sprach Frau Anna Walter, „das Experiment als *solches* war ja recht interessant und wohlgelungen; aber eines hätten Sie nicht vergessen dürfen."

„Und das war??!" zitterte es von Joachims Lippen. Eine törichte Hoffnung jagte seinen Herzschlag.

„Sich *vorher anzukleiden*!"

Cakewalk

Willi, Graf von Scheiblingen erwartete seinen Freund Gustav Thomas Münzer, wie alle Donnerstagabende, weit draußen in der Josephstadt zu Wien.

Münzer besuchte an diesen Donnerstagabenden eine sehr liebe und hübsche junge Frau, mit der er aber durchaus kein Verhältnis hatte. Graf Scheiblingen stand grünlich-bleich, die Hände in den Taschen seines grauen Ulsters vergraben. Eine Laterne, die unweit von ihm brannte, sah ihn mütterlich freundlich an. Es war ein Advent ohne Frost, ohne Sterne. Vis-à-vis in dem Antiquitätenladen breiteten sich gespenstisch allerhand Altertümer. Die dicke, seltsame Trödlerin saß wie die Spinne im Netz und wartete, daß der junge Kavalier eintreten würde, um einen der gestickten Biedermeierbeutel, die sinnig in Perlen „Aus Liebe" trugen, zu erstehen.

Der Scheiblingen zog ganz grundlos seine Uhr. Es war wahrhaftig nicht anzunehmen, daß der korrekte Münzer eine Viertelminute zu früh oder zu spät die Treppe herabkommen würde. Das matte Gold glänzte auf. Ein armes Jüngferlein schnurrte heran und leierte mit blecherner Stimme ein abgenutztes Gebetlein. Schnurrte enttäuscht weiter. Nun riß es den Grafen. Er holte das Mädel ein und langte mit unsicheren Fingern ein Silberstück

aus der Westentasche. Die Kleine schaute ihn an halb frech, halb mißtrauisch. Dann bekam sie es mit der Furcht und hub gottsjämmerlich zu laufen an. Das Silberstück klingelte protzig auf das Pflaster.

Noch suchte es der Scheiblingen, da kam Thomas Gustav Münzer.

Er sah wohl und soigniert aus. Auf seinem hübschen knabenhaften Gesicht lag ein Abglanz der Mozart-Sonate, die er vernommen, gespielt von der liebenswürdigen jungen Frau. Er war außerordentlich musikalisch, der Münzer.

Das Zimmer, das er verlassen hatte, lag in sanftem Kerzenlicht. Perücken leuchteten aus goldenem Rahmen, Kupfer schimmerte. Auf dem grünen Teppich spielte ein ernsthaftes Kind, und die Luft hing voller Klänge.

Hinter dem Vorhang stand die anmutige junge Frau und blinzelte durch einen Spalt nach den beiden jungen Leuten. Dabei lächelte sie spitzbübisch und ein wenig scheu, als wagte sie Unerhörtes. Sieben Uhr läutete es. Nirgends aber auf der Welt haben die Glocken so frauenhaft weiche und ein bißchen wehmütige Stimmen wie in Wien. Ein grämlicher Wind stand auf und wollte dem Münzer den Hut vom Kopf blasen.

„Was tust du denn?“ fragte Thomas Gustav ein bißchen ärgerlich den gebückten Scheiblingen.

„Ich suche ein Fünfkronenstück,“ sprach der Graf und gab resigniert das Spähen auf.

„Ich hab's einem kleinen Mädel schenken wollen, und die hat's vor Schrecken fallen lassen."

„Ich bitte dich!" sagte Münzer ärgerlich. „Wie kann man solche Experimente mit der Volksseele machen!"

„Es war durchaus kein Experiment. Ich wollte ihr's wirklich schenken," sagte der junge Graf und schnitt sein hilfloses Gesicht, was Münzer stets als ein Zeichen von Degeneration nahm.

Sie gingen schweigend durch dunkle Gassen.

„Wohin?" drängte Münzer.

„Ich habe mich mit der Mary für die „Gartenbau" verabredet!" sagte der Scheiblingen. Münzer blickte befriedigt. Es war eine seiner Lebenskünsteleien, unmittelbar nach den korrekten Donnerstagen irgendein Abenteuer aufzusuchen und wäre es auch nur ein Tingeltangel gewesen.

Mary Duncan war eine niedliche junge Amerikanerin von jener sanft-törichten Art, wie sie nur Amerika in seinen Frauen hervorbringt. Sie kam aus irgend einer Caprice nach Wien, um englische Stunden zu geben, und wurde ganz unversehens des jungen Scheiblingen Geliebte.

„Thomas?" fragte der junge Graf, „sag, hast du nicht manches Mal so im Advent das Gefühl, als ob die ganze Welt schwanken tät'?"

„Nein!" sagte der Münzer überlegen und ein wenig mitleidig.

„Ich weiß nicht," murmelte der Graf und seine

hübschen melancholischen Augen bohrten sich in den Nebel, der ihnen feierlich entgegenschritt, „ich hab' um die Zeit immer so ein spaßiges Gefühl! Und die Frauen auf der ganzen Welt kommen mir im Advent so g'wiß heilig vor!“

Münzer lächelte.

„Siehst du,“ sagte der Scheiblingen, „ich möcht' furchtbar gern einen Dichter kennen lernen. Vielleicht wüßt' mir der eine Antwort darauf.“

Münzer schwieg taktvoll.

Als sie eine geraume Weile in dem gleißenden, rauchigen Lokal gesessen hatten, kam Mary. Sie ging lautlos, nur ein ganz feines, seidiges Flüstern meldete diskret: da bin ich. Mary Duncan trug einen langen schwarzen Pelzmantel und einen riesigen Hut mit einer langen hellblauen Feder. Münzer empfand wieder einmal die Befriedigung, daß sein Freund eine höchst smarte Geliebte hatte.

„Good evening,“ lächelte die überaus schlanke und feingliederige Mary, drückte den beiden Herren die Hand und ließ sich auf ihrem Platz nieder. Ihr Riesenmuff lag wie ein wachsamer Drache vor ihr auf dem Tisch. Plakatengrell schnurrte das Programm ab. Eine ältliche Soubrette kreischte, hierauf warf ein Coupletsänger Pointen in das Publikum und traf nichts. Mary lächelte rosig und unbekümmert durch den Qualm. Sie lauschte mit der Andacht eines wohlerzogenen Kindes.

„Mary,“ flüsterte der Scheiblingen. „Kommt dir

so ein Tingeltangel nicht auch wie verhext und verwunschen vor?"

„O no!" sagte Mary verwundert. „Es ist sehr lustig!"

Scheiblingen seufzte unruhig und schwieg. Die Lichter streckten ihm feurige Zungen heraus. Marys kleines, liebes Gesicht stand so verloren unter der riesigen Lockenfrisur. Münzer wurde von seinem Monocle festgehalten. Der Graf schloß, von Schwindel erfaßt, sekundenlang die Augen. Schrill setzte das Orchester ein und spielte einen Niggersong.

„Wie häßlich!" sagte Mary und wandte unmutig den Kopf weg. Auf dem Podium stand ein Neger in Handschuhen und Zylinder.

„Warum häßlich?" fragte der Graf und zwang mühsam seine Zähne auseinander.

„Ich hasse Niggers!" sagte Mary. Münzer lächelte überlegen: „Die Kultur verwirft den Rassenhaß!"

„Du hast Angst vor den Negern!" sagte der Scheiblingen triumphierend und starrte ihr in das Gesicht. Es tat ihm wohl, ihr das Wort, das sie quälte, entgegenschleudern zu können. „Du hast Angst, du hast Angst," wiederholte er sinnlos.

„Well, ich habe Angst!" sagte Mary ungeduldig, „Sie sind sehr schlecht, die Niggers! Ich begreife nicht, wie Ihr ihn dort hinaufstehen lassen könnt

und darüber lachen. In Amerika wir würden ihn davonjagen!“

Münzer lächelt nachsichtig.

„Sie sind sehr falsch, die Nigger. Sie hassen uns!“

„Dazu haben sie alle Ursache!“

„Ja, aber Niggers sind heimtückisch,“ beharrte Mary. „Wenn sie könnten, sie wären wie wild animals.“

Der Neger quiekte ein Liebeslied und tanzte Cakewalk. Scheiblingen lachte überlaut.

„Disgusting,“ murmelte Mary.

„Nein, nicht disgusting,“ schrie der Scheiblingen. „Er ist schwarz und sonst nichts weiter. Die anderen da droben sind wie Karrikaturen unserer Lüste.“

Münzer fand den Ausdruck „Lüste“ Mary gegenüber brutal. Mary gewahrte mit Unbehagen, daß ein paar Leute die Köpfe nach ihnen drehten.

„Don't,“ bat sie ängstlich.

Scheiblingen lachte noch lauter. Der Neger nahm's für Beifall und verneigte sich gegen die Drei.

„Gehen wir!“ sagte Mary und stand auf. Ihr kleines Gesicht war ganz blaß, wie von einem großen Schmerz. Niemand bemerkte, daß Scheiblingen dem Kellner eine Karte gab. Mary hastete ein paar Schritte voraus, bis zu dem Wagen, der sie in des Scheiblingen Wohnung bringen sollte.

„Wie kann man sich vor einem Nigger fürchten?“

lachte der Scheiblingen hinter ihr her. „Ha ha, wie kann man sich überhaupt fürchten?"

„Nimm dich doch zusammen," mahnte Thomas Gustav Münzer hilflos.

„Wozu?" fragte der Scheiblingen brüsk.

„Wozu?" gab der Münzer ratlos zurück. „Wozu? Scheiblingen, ich bitte dich!" Nun war's auch dem Münzer als schwankte die Welt.

Es brannten rotverschleierte Lampen in des Scheiblingen Wohnung. In einem wundervoll alten, silbernen Teekessel surrte der Tee. Mary Duncan lachte sich sieben klirrende Reifen von dem Herzen. Dann ging die Türe auf, und der Nigger trat ein.

„Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie meiner Einladung gefolgt sind, Mr. Jim!" Des Scheiblingen Stimme klang hell durch den Raum. Und plötzlich schien der Graf wiederum völlig der elegante, sichere Bursch, als den ihn Münzer schätzte, und Mary Duncan liebte.

„Mister Jim wird so liebenswürdig sein, uns etwas vorzutragen," sagte der Graf und sprach immerzu mit der hellen, präzisen und ein wenig rasselnden Tonfarbe. Gerade als klirrten Waffen aufeinander. Der Nigger verneigte sich.

„Münzer, du bist vielleicht so liebenswürdig und begleitest Mr. Jim auf dem Klavier!"

Münzer schnellte auf wie ein Rekrut, nahm aus Mr. Jims Händen eine Notenrolle. Mary saß lautlos mit eng verschlungenen Händen und aufgezo-

genen Schultern. Ihr feiner Körper schien wie zum Sprung geduckt, wie zur Flucht gerüstet. Weit und groß standen die dunkeln Augen in dem blassen Gesicht.

„Mary!“ sagte der Graf unendlich artig, aber die Stimme federte wie eine Klinge im Kampf. „Mr. Jim benötigt eine Partnerin zum Cakewalk. Ich weiß, du tanzt ihn vorzüglich. Willst du uns diesen Genuß gönnen?“

Mary Duncan stand langsam auf. Ihr Gliederspiel wies die ganze Anmut der gequälten Frau. Nach der Tür schaute sie und sogar nach dem Fenster. Ich weiß es von Münzer, der alles das mitmachen hat müssen, gehorsam und widerspruchslos wie eine Marionette und ein Grauen davon für sein Leben lang zurückbehalten hat. Er hat sogar eine leise Neigung zum Demokratismus damals davongetragen. „Denn,“ sagte mir der gute Münzer, „es ist nicht zu leugnen, die Aristokraten haben in gewissen Momenten etwas unsagbar Unheimliches, etwas Suggestives, das primitive Naturen als Ueberlegenheit bezeichnen könnten. Es müssen seltsame Untiefen in ihren Seelen sein, gegen die man machtlos ist.“

Graf Scheiblingen blickte zu dem Münzer hinüber. Es war nur eine ganz leise Kopfdrehung über den Rand des Klubfauteuils, aber alsbald begann das Klavier zu ertönen. Es gellte der Cakewalk. Der Nigger fletschte seiner Partnerin die Zähne ent-

gegen. Mary Duncan warf den kinderschmalen Oberkörper zurück wie eine Bacchantin. Wie böse, blutige gequälte Tieraugen blickten die rot verschleierten Lampen.

Nein, es war kein gewöhnlicher Cakewalk, den man hier tanzte, es war ein schauerliches papageienbuntes Märchen aus den Tiefen des Urwaldes. Drei Kulturen maßen einander, und fauchten einander ihren haßerfüllten Atem in das Gesicht. Bändigertum und Wildheit füllte die Luft mit Raubtiergeruch, machte das Zimmer zur Manege. Wie verirrt und sehr hilflos standen zierlich leuchtende Statuenleiber auf edel geformten Postamenten. Alte Kunst strömte Leichenstarre durch die zuckende Atmosphäre. Königlich gleichgültig schimmerte edel geformtes Gerät, wie es einst den Vandalen entgegengeschimmert haben mag. Von den vier Menschen in dem Raum schien der Neger der am besten Gezähmte. So hat mir wenigstens der Münzer berichtet. Das Entsetzliche war ja eben, daß des Münzer Intelligenz nicht einen Augenblick lang versagte, sondern die geringsten Details vermerkte, wie ein getreuer Stenograph. Mitten im Tanz spuckte Mary dem Nigger in das Gesicht. Mr. Jim grinste ververwundert und unterwürfig. Es war eine Amerikan Lady, mit der er tanzte!

„Dog!“ zischte die Amerikanerin zwischen den Zähnen, mit geballten Fäusten. Ihr schmaler Körper zitterte wie der eines hochblütigen Jagdhundes auf

der Wildfährte. Mr. Jim wich zurück vor ihren funkelnden Augen, duckte sich und erblickte sich unvermutet in dem ovalen Spiegel, der im sanft heitren Empirerahmen zwischen den Pfeilern schwang. Mr. Jim entsann sich, daß er in Europa und ein Gentleman war.

Lautlos schnellte er sich auf Mary und zerdrückte ihre Kehle. —

„Mord!" gellte der Münzer. Seine wohlerzogene Stimme überpurzelte sich. Der Scheiblingen saß wie erstarrt, Münzer wollte zur Türe und stieß eine Scheibe ein. Schreckensbleich hastete der Diener herbei.

Auf dem Teppich lag lang ausgestreckt Mary wie ein hingewehtes Blatt. Mr. Jim grinste hilflos mit tückisch gesenktem Kopf. Rechts hielt ihn ohne Mühe der Münzer, links der Diener. Der Scheiblingen erhob sich mit einem Ruck.

„Man muß die Polizei holen!" sprach er hochmütig und gleichgültig.

Plötzlich aber fing er laut zu weinen an und weinte, schmerzhaft und inbrünstig, wie ein Kind.

Der Unprotegierbare

Ach, laßt's mich aus mit den Künstlern," sagte die kleine Wiener Baronin zu ihren Getreuen, als sie zum ersten Male in diesem Jahre wieder bei sich empfing; und ein feines unwilliges Rot stieg ihr bis unter die Stirnfransen. „Es ist schon recht, man soll was für sie tun, und ich hab's ein einziges Mal versucht einen zu protegieren, nie wieder!"

,Ich sage ausdrücklich „Wiener Baronin," denn das unterscheidet sie von allen Baroninnen der Welt. Für die anderen Siebengezackten paßt eigentlich der Titel Freifrau besser. Eine richtige Wiener Baronin erinnert immer an Tragant und Severs-Porzellan; sie ist gar nicht zu verwechseln mit der Wiener Gräfin, schon weil sie viel kleinere Füße hat und viel höhere Stöckel trägt. Sie ist durchaus eine Spezialität für sich, etwa wie der Wiener Fiaker oder andere österreichische Anmutigkeiten.

Die Getreuen rückten teilnahmsvoll näher. Da war Frau v. Gerlitz, der Baronin intimste Freundin. Ein schlankes, brünettes Frauenzimmer, dem die etwas längliche Nase gut in das hagere rassige Gesicht paßte, und dann noch der Lirl Flitzenheim. Der Flitzenheim durfte alles hören und wissen. Er war unglaublich diskret, recht hübsch, sehr elegant, und ein klein wenig jünger als die Damen. Ihn umgab jene sanfte Melancholie, wie sie unsere öster-

reichischen Kavaliere auszeichnet. Diese Melancholie nimmt der Schneid jedwede Rüdität, aber diese gewisse unsichere Art zu schauen und zerstreut zu lächeln, wird im Ausland bedauerlich leicht für Stupidität angesehen. Hm ja, darauf möchte ich hingewiesen haben!

Die übrigen Gäste waren schon fort, die Sandwichesplatten leer; es roch wundervoll nach türkischen Zigaretten, und die Konfitüren wurden nachgefüllt. In der Nickelmaschine surrte der „Schwarze".

„Martin! stellen Sie die Lichter auf halb!" sagte die Baronin, „man wird ganz dumm vor lauter Helligkeit!" Der Flitzenheim nickte heftig.

„So!" sagte die Gerlitz zwischen zwei Sofakissen mit einem behaglichen Seufzer, „und ... jetzt schieß los!"

„Also," begann die Baronin, „eines Tages, mein Mann und ich langweilen uns gerade furchtbar miteinander, bekommt er seine sozialdemokratische Anwandlung, rennt im Zimmer auf und ab und schreit. Ich lieg in meiner Sonntagsmigräne auf dem Sofa und renk mir den Mund vor lauter Gähnen aus.

„Ja, siehst du, meine liebe Susanne!" schreit er, „der Mensch muß einen Zweck haben. Einen Lebenszweck sozusagen! Sonst wird er den Anforderungen, die unsere Zeit an ihn stellt, nicht gerecht."

„Meinetwegen," sagte ich.

„Wir sind das dem Volke schuldig!"

„Ich bitt' dich, hör mir mit dem Volk auf," sag ich. „Das ist so eine dalkerte Renommage von euch. Wenn du sie in der Nähe anschaust, sind's lauter harmlose Leute, die froh sind, wenn man sie in Ruh läßt. Ich hab' noch nie ‚das Volk' gesehen."

„O doch, Baronin," sagte der Flitzenheim mit seiner leisen Stimme. „Es gibt das Volk!"

„So?" sagte die Baronin und sah ihn nachdenklich an, „na meinetwegen! Ueber Glaubenssachen soll man nicht streiten. Wozu auch? Ich glaube ja auch an den Teufel." Damit wir weiter kommen: „Hugo!" sage ich sanft, „schau, mit dem Lebenszweck ist das so, wie mit andern schönen Eigenschaften, entweder man hat ihn, oder man hat ihn nicht. Ich z. B. habe ihn nicht."

„Das ist eben das Traurige," meinte er bedeutungsvoll.

„Jetzt höre einmal," sage ich und fang an mich zu ärgern. „Einem so was ins Gesicht zu sagen, ist direkt roh! Woher soll ich denn auf einmal einen Lebenszweck nehmen?!"

Er zuckte herzlos die Achseln: „Das moderne Leben bietet der Frau so viel Spielraum zur ernsten Betätigung."

„Hugo, schau, ich bin keine Wählerversammlung."

„Mein Kind!" gibt er verletzt zur Antwort, „wenn du ausfallend wirst, dann ist es besser, wir

beendigen dieses Gespräch!“ Küßt mich auf die Stirn und geht.“

Eine Stunde später kommt die Peppi Minz, ich trag ihr die Angelegenheit vor. Sie wird nachdenklich und meint endlich: „Schau, ich tät jetzt justament was unternehmen! Man darf keine Gelegenheit verpassen, den Männern zu imponieren!“

„Gewiß nicht,“ sag ich. „Aber wie und was? Säuglingsheim und Volksküche sind doch schon vieux jeu, überhaupt liegt mir dergleichen nicht. Für gefallene Mädchen habe ich auch nichts übrig. Also was bleibt?“

„Protegiere jemanden!“ rät die Peppi.

„Protegieren? Ja, wen denn?“

„Na, halt einen Künstler, Maler oder Bildhauer, Literat ist nicht so lohnend. Musiker — da nur Wunderkind!“

„Hör auf, ich mag die Fratzen nicht.“

„Also gut! Dann, wie gesagt, man besichtigt das Atelier, kauft ein paar Bilder oder Statuen, je nachdem, läßt sich selber malen oder modellieren und auf ja und nein ist der Mensch berühmt. Hauptsache ist nur, daß der Kerl wirkliches Talent hat und eine gewisse Dankbarkeit besitzt.“

„Hm, die Sache schien mir wirklich nobel und überhaupt hat ja der Adel sich immer der Künste angenommen. Das gibt auch die Peppi zu.“

„Aber weißt du! In unserer demokratischen Zeit

muß man vorsichtig zu Werke gehen, viel Zartgefühl anwenden."

„Schon recht!" sag' ich, „an dem soll's nicht fehlen. Aber wo nimmt man den Künstler her? Haben wir in Wien überhaupt welche?"

„O doch Baronin," sprach der Flitzenheim sanft, „es gibt hier Künstler!"

„So?" fragte die Baronin und sah ihn nachdenklich an. „Na, meinetwegen, die Peppi hat's ja auch behauptet. Aber sie sind alle schon entdeckt und die richtige Bohême findet man nur in Paris oder München. Und weil München näher ist, und man in Paris einen Lebenszweck ja doch nicht im Auge behält, und weil ich überdies die Tante Mörsenburg in München hab, und sie schon längst gern besucht hätte, so bin ich in Gottesnamen auf ein paar Wochen hingefahren."

„Wir haben uns sehr nach Ihnen gesehnt, Baronin," flüsterte der Flitzenheim.

Die Baronin sah ihn nachdenklich an und lächelte. Das Wasser in der Nickelmaschine kochte über. Die Gerlitz füllte die Tassen.

„Zucker?" lächelte sie zu dem Flitzenheim hinüber, und ihr funkelnder Blick trennte die beiden wie ein blitzendes Schwert.

„Zwei, bitte," flüsterte der Flitzenheim verwirrt. Die Baronin aber drehte sich langsam um und musterte ihre Freundin ruhig erstaunt, als sähe sie sie zum erstenmal.

„Erzähl' nur weiter!" sagte die Gerlitz gelassen. Ich muß bemerken, daß Frau v. Gerlitz eine geborne Komtesse Dingelsberg war. Die Baronin lehnte sich zurück, schlug die Beine übereinander, zog den Rock etwas höher und ließ die Lackschuhe funkeln. Dem Flitzenheim rutschte vor Spannung das Armband aus der Manschette. „Verzeihung", sagte er, und beutelte es wieder zurück.

„Tante, ich muß unbedingt einen Künstler kennen lernen," erzählte die Baronin weiter.

„Künstler?" und die Mörsenburg schüttelt ihre weißen Locken, daß der Puder staubte. „Ihr wißt, sie ist noch schrecklich kokett mit ihren 60 Jahren und will durchaus an das Rokoko erinnern."

„Chère tante," sag' ich, „laß dich nicht auslachen! In München da gibts es ja dutzendweise."

„Wozu brauchst du 'n Künstler?" sagte die Tante mißvergnügt. „Der Hugo ist ja noch ganz gut erhalten."

„Tante, das war nicht Rokoko," hab' ich indigniert gesagt, und dann hat sie natürlich klein beigegeben. Also es hat sich herausgestellt, daß man die richtige Bohême in München nur im Café Valerie trifft. Wiener Café nennen sie's. Warum Wiener? G'spaßig, nicht?"

„Eigentlich!" sagte Flitzenheim und lächelte sanft.

„Nicht philosophieren, Kinder," wehrte die Gerlitz und tastete mit ihrer schmalen gelben Hand nach

einer Zigarette. Der Flitzenheim verfolgte gebannt die schlangengleichen Finger.

„Ich bin ziemlich häufig hingegangen,“ fuhr die Baronin kühl fort. „Mit der Tante natürlich. Ich weiß nicht, ob lauter Künstler dort waren — einer ist mir aufgefallen. Er hat einen recht interessanten Kopf gehabt, und in seiner Eleganz, ja man kann beinahe Eleganz sagen, ist was rührend Hilfloses gewesen. Der Kampf mit der Materie sozusagen.“

„Mit dem Material,“ flüsterte der Flitzenheim.

Die Baronin zog die Brauen zusammen. „Also ich erkundige mich, ob er ein Maler ist!“

„Bei wem?“ fragte die Gerlitz.

„Beim Kellner,“ sagte die Baronin gelassen.

„Meine Liebe,“ wendet die Tante ein, „du weißt ja noch gar nicht, ob er Talent hat!“

„Darum will ich mir seine Bilder ansehen!“ entgegnete ich kalt, „entdeckt ist der noch nicht!“

Gut! Ich schicke ihm meine Karte hinüber und lass' ihm sagen, ich sei nach München gekommen, Bilder zu kaufen und möchte zu diesem Zweck sein Atelier besuchen.

Er liest die Karte. Hört den Kellner an, dreht sich um und mustert mich. Ich wundere mich nur, daß die Drücker an meiner „Taillormade“ gehalten haben, so gründlich hat er geschaut. Schreibt gleichfalls eine Karte. Der Kellner bringt sie. Auf der Karte steht nichts als die Adresse und die Zeit. Dann

schaut er wieder hochmütig in die Luft, als wären wir nicht vorhanden.

„Er tut ja gerade, als sollte er dich entdecken," brummt die gute Mörsenburg ärgerlich.

„Liebe Tante," sag' ich, „ein Künstler muß mit sehr viel Zartgefühl behandelt werden."

„Schön," entgegnet sie gereizt, „aber ich denke, du suchst einen Lebenszweck und das wird ein Abenteuer."

„Wenn keine Romantik im Spiel sein darf, hätt' ich ja gleich Frauenrechtlerin werden können! und da war sie wieder einmal geschlagen. Am nächsten Tag sind wir ins Atelier gegangen. Na, eigentlich habe ich mir ein Atelier anders vorgestellt. Keine Teppiche, keine Tabouretts, nix als Bilder und die meisten davon verkehrt gegen die Wand gelehnt."

„Waren die Bilder gut," unterbrach sie die Gerlitz mit ihrer spröden Stimme.

„Natürlich waren sie gut!" sprach eine Nuance tiefer als sonst die Baronin. Es fauchte leise durch das Zimmer, wie der erste Windstoß vor einem Gewitter.

„Trotzdem war ich in Verlegenheit, welches ich kaufen soll. Sie haben eigentlich alle nicht in meinen Salon gepaßt."

„Waren es lauter Akte?" fragte der Flitzenheim gedämpft.

„Aber nein, im Gegenteil, nur die Farben haben

etwas so Unerhörtes gehabt, etwas aufregend Freches geradezu, es hat gewirkt wie eine Jakobinermütze etwa. Und wie ich mir die widerlichen Gesichter von all den gemalten Weibern angeschaut hab' — das reinste Bordell — sag' ich euch, da tut mir der feine blasse Mensch ganz fürchterlich leid und ich frag' ordentlich herzlich: ‚Möchten Sie nicht mein Porträt malen?!'"

„Finden Sie es unbedingt notwendig, Baronin?" fragt er und hält mir sein Zigarettenetui hin. Ich schau' die Tante an, die Tante schaut mich an.

„Wie meinen Sie das?" frage ich merkbar kühl und erhebe mich von dem einzigen sitzbaren Möbel.

„Ich meine," sagte er liebenswürdig, und tout affait gentillehomme — „da Sie doch nur vorübergehend in München sind, so wäre das Zeitverlust. Ihr Porträt malt Ihnen schließlich ein anderer auch, und vielleicht mehr zu Dank als ich. Sonst stehe ich natürlich völlig zur Verfügung."

„Gott, ist der bescheiden," denke ich erleichtert. Die Tante nimmt das Lorgnon und schaut mich von oben bis unten an.

„Wir sprechen noch darüber," sag' ich und lad' ihn zum Tee ein. Er reagiert mit einem tadellosen Handkuß.

„Susann," sagt die Mörsenburg, als wir glücklich wieder unten sind, „wie du es anfangen willst den zu protegieren, auf das bin ich neugierig."

„Ich auch," sag' ich, „aber gehen wird es. Mit sehr viel Zartgefühl natürlich."

Beim Tee waren wir allein. Er hat meiner Seel' neue Lackschuh angehabt. Es war recht lustig. Wir haben von allem möglichen geplauscht, nur nicht von der Kunst. So oft ich davon angefangen hab, hat er abgewinkt. Sonst hat er recht ungeniert geplaudert. Aber immer witzig.

Nächsten Tag haben wir uns im englischen Garten getroffen. Der englische Garten ist ja beileibe nicht der Prater, aber er hat auch seine Reize, besonders im Herbst. Das Laub war schon bunt, der Himmel so blau, und ich hab' die Schwäne gefüttert.

„Sagen Sie, ist das nicht malerisch?" fragte ich ihn aus innerster Ueberzeugung. Er schaut verblüfft. Dann lacht er wie verrückt. „Nein," sagt er, „Sie sind der entzückendste Kitsch, der mir noch vorgekommen ist. Wie Sie so dastehen mit den hohen Stöckeln und der Riesenpleureuse, Sie sind wirklich eine Erholung." Er lachte noch immer.

„Seien Sie still," sage ich böse. „Komplimente sind mir an sich langweilig, und mit Ihnen möchte ich Ernsteres reden."

„Wozu denn?" fragte er grob.

„Weil Sie ein Künstler sind!"

„Ach so," sagte er spöttisch. „Natürlich! — ich vergaß die ‚seidene Schnur'."

„Was für eine seidene Schnur?"

„Na die, welche in alten Zeiten den Artisten vom Herrn trennte!“

„Mir hat's ordentlich einen Stich gegeben. Ihr wißt ja, hochmütig bin ich nicht. Mir war ganz weinerlich; und der große melancholische Park und die gelben Blätter.“

Der Flitzenheim seufzte.

„Warum seufzen denn Sie?“ fragte die Gerlitz mokant.

„Verzeihung,“ hauchte der Flitzenheim.

„Ach, entschuldigen Sie sich nicht alleweil!“ sprach die Baronin ärgerlich. „Das ist geradezu komprometant.“

Der Flitzenheim blickte hilflos.

Die Baronin erzählte weiter:

„Er schlenderte mit mokanter Miene neben mir her.“

„Mensch,“ sage ich, „so reden Sie doch was!“

„Sofort,“ sagte er höhnisch, „über welche Art der modernen Malerei wünschen Baronin informiert zu werden?“

„Schaun wir, daß wir aus dem langweiligen Park herauskommen.“

Er darauf: „Wünschen Baronin eine Galerie?“ Ich zornig: „Nein, in ein Kaffeehaus!“

Auf der Straße pfeift er einem Auto. Beim Aussteigen lang ich nach meinem Tascherl. Er wirft mir einen Blick zu, daß mir ganz elend wird und zahlt. Viel ist nicht in seinem Portemonnaie geblie-

ben. Im Kaffeehaus bestell' ich schüchtern einen Schwarzen. Ich seh schon, ich muß mich von ihm ausführen lassen, nolens volens. Zigeuner spielen, und das Lokal ist voller Frauenzimmer, so ähnlich wie auf seinen Bildern. Er schaut rechts und links. Aus Aerger fang ich wahnsinnig mit ihm zu kokettieren an. Na, wir waren dann halt noch in ein paar Lokalen. Gefallen hat's mir nirgends. Zu essen hab' ich mich auch nichts getraut und besonders nett ist er nicht gewesen. Aber ich hab' halt ein schlechtes Gewissen gehabt, und wollt's nicht noch einmal an Zartgefühl fehlen lassen. Zum Schluß sind wir im Café Valerie gelandet und haben deutschen Sekt getrunken. Den ist er schuldig geblieben.

„So, und jetzt könnten wir eigentlich einen Schlußtee in meinem Atelier trinken, d. h. wenn Sie es nicht geirrt, Baronin, ich habe nur einen einzigen Löffel."

„Aber das macht ja nichts, hab' ich natürlich sagen müssen." — — — — — — — — — — — — —

Es entstand eine kleine Pause.

„Na ja!" sprach dann die Baronin, „ein paar Tage später bin ich nach Hause gefahren. Es ist schwer mit den Künstlern. Von ihrer Kunst darf man nicht reden, das finden sie taktlos, und das andere ist doch kein Lebenszweck."

„Eigentlich nicht," sagte der Flitzenhim.

Resumé

Es ist der allwöchentliche Empfangstag bei Herrn und Frau von Dörrenkurth.

Monsieur und Madame sind beiläufig zwei Jahre verheiratet. Madame heißt Christine-Antoinette, und diesen Namen und das Wattaugesichtchen hat sie von ihrer Großmutter, einer französischen Emigrantin.

Christine-Antoinette ist ein charmanter, ein prätiöser Name. Christine, das ist beruhigend deutsch, hält ein wenig Distanze und ist anmutig-würdevoll, wie ein Menuettpas.

Antoinette — —, ist der schalkhafte Knix dahinter. Rosenrote, winzige Flügelchen trägt dieser graziöse Name.

Madame ist zierlich und durchaus wohlgeformt, wie eine Porzellanschäferin. Sie hat außerordentlich reiches und ganz hellblondes Haar. So fein und dünn ist dieses Haar, wie Seidengespinst, — nein, wie Federwolken an einem Frühlingshimmel. Ihre kleine Nase scheint hochmütig und neugierig zugleich. Die Oberlippe ist geschwungen wie ein Bogen. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß Madame jung ist. Heut trägt sie ein weißes Spitzenkleid mit goldenen Schuhen. Die Vorhänge sind zugezogen.

Madame sitzt in ihrem künstlich geschaffenen Erker wie eine kleine Königin und harrt der Gäste.

Monsieur geht auf und ab und raucht Zigaretten. Er ist groß und gut gewachsen. Eigentlich würde er vorzüglich in ein Biedermeierkostüm passen, aber auch der englische Anzug steht ihm gut. Das liebenswürdige und unbekümmerte Gesicht verrät nichts von dem Viveur, der er gewesen und noch sein würde, wenn ihn die herzliche Zuneigung zu seiner Frau nicht daran hinderte. Monsieur bekleidet einen nicht zu anstrengenden Posten im Ministerium, reitet viel, spielt ein wenig, und ist sehr soigniert und trainiert.

Ein erfrischender Hauch von Gesundheit, Jugend und Kraft geht von ihm aus. Er heißt Fritz.

Eine kleine Porzellanuhr schlägt fünf, und spielt eine winzige Melodie. Monsieur zieht seine Taschenuhr und vergleicht.

Monsieur: „Geht zurück, wie gewöhnlich! Es ist bereits Viertel!"

Madame: „Das macht nichts! Heute werden sehr viele kommen."

Mr. (liebenswürdig): „So?"

Md.: „Ja!" (verschämt-kokett) „wenigstens Herren. Die Damen dürften ein wenig verstimmt sein."

Mr.: „Natürlich! Nach deinem gestrigen Erfolg — —!"

Md.: „Es war wirklich ein Erfolg. Ganz toll waren sie — — selbst Leute, denen man es nicht zu-

getraut hätte — — gute Bekannte — —. Du bist doch nicht eifersüchtig, Fritz?"

Mr.: „Aber, sicher nicht!" (Es läutet.)

Md. (ordnet etwas nervös ihre Schleppe): „Es beginnt!"

Herr v. Flitzenheim (jung, peinlich elegant).

Md. (enttäuscht): „Herr von Flitzenheim!"

v. Flitzhm.: „Baronin!" (küßt ihr die Hand)

Mr.: „Servus Flitzenheim!" (schütteln einander die Hände)

v. Flitzhm.: „Es scheint, ich bin etwas früh?"

Mr. (beruhigend): „Aber nein, gleich halb sechs!"

Md. (gereizt): „Die andern verspäten sich etwas; ganz begreiflich nach der durchtanzten Nacht."

v. Flitzhm.: „Ja richtig! Das Künstlerfest. Es soll sehr schön gewesen sein, das Fest, nicht wahr, Baronin?"

Md. (bedeutungsvoll): „Ja, Sie haben viel versäumt!"

v. Flitzhm.: „Es war mir leider unmöglich. Meine Großmutter wünschte den Abend mit mir zu verbringen. Sie ist etwas leidend, die Gute. Und nachher war ich eigentlich nicht recht in Stimmung."

Md. (spöttisch): „Begreiflich!"

Mr.: „Meine Frau hat ein Kostüm gehabt — — das heißt, wenn man so etwas Kostüm nennen kann — —"

Md. (triumphierend): „Ich war als Salome!"

v. Flitzhm.: „Ah — —!“

(Diener serviert Tee und Sandwiches)

v. Flitzhm.: „Eine blonde Salome? Das ist fast pervers.“

Md.: „Ja, das hat mir dort auch einer gesagt“ (verträumt) „es war mancher Johannes dort.“

v. Flitzhm.: „Wie meinen Sie das, Baronin?“

Md.: „Ich meine — — es haben viele den Kopf verloren — —!“

Mr.: „Begreiflich!“

(Es wird ein bißchen still, man hört das Klirren der Tassen und das Knuspern der Brötchen. Monsieur gähnt verstohlen. Die Uhr schlägt sechs.)

Md. (zögernd): „Fritzl?!“

Mr.: „Christin'?“

Md.: „Sag', hast du mein Kostüm gewagt gefunden?“

Mr.: „Gewagt? Warum denn? Es war ja ein Künstlerfest!“

Md.: „Allerdings! Trotzdem — manchen Leuten fehlt der Sinn für das Künstlerische.“

Mr. (nachdenklich): „Das ist schon wahr! Eigentlich waren's nur sieben Schleier.“

Md. (bedrückt): „Und ich bin nur mit fünf nach Hause gekommen.“

Mr.: „Hm — — nur mit fünf — —.“

(es läutet)

Md. (plötzlich lebhaft): „Ja, was macht das? Kein vernünftiger Mensch kann daran Anstoß neh=

men. Es wäre ein Mangel an Kultur." (blickt gespannt nach der Tür)

Frl. v. Schwantal (sie ist groß und schlank, nicht mehr ganz jung. Ihr blasses Gesicht ist nicht hübsch, aber gescheit und anziehend. Ist mit ausgesuchter Extravaganz gekleidet)

Md. (enttäuscht): „Ach, Lolotte!"

(die Herren blicken befangen, wie überall, wo Frl. v. Schwantal in ihrer gewagten Toilette hinkommt; Begrüßung)

Frl. v. Sch. (lächelnd): „So allein?"

Mr.: „Ja, — — es scheint daß — —"

Md. (unterbricht ihn): „Mir ist gerade recht so! Man ruht sich endlich einmal aus — —"

Frl. v. Sch.: „— — von all der Bewunderung!"

Md. (geschmeichelt): „Du hast gehört?"

Frl. v. Sch.: „Natürlich, Chérie!" (setzt sich neben die Baronin)

Md.: „Ach, Lolotte, es war entzückend! — — Nein, aber wie du heute wieder einmal wundervoll originell angezogen bist! Geradezu unerhört! Sag' einmal, woher nimmst du nur die Courage, alles zu tragen?!"

Frl. v. Sch. (vergnügt): „Aus meiner Nichtachtung für die Männer!"

Mr. (ironisch): „Hört, hört!"

v. Flitzhm. (erschreckt): „Das verdienen wir nicht, gnädiges Fräulein!"

Mr. (zeigt auf ihr Kleid): Nennt man das Nichtachtung?"

Frl. v. Sch.: „Wie denn?"

Mr. (kalt): „Ich würde es eher als eine zarte Aufmerksamkeit auffassen, genau so wie Ihren großen Hut, Ihre Schuhe und andere reizende Einzelheiten."

Md.: „Das nenn' ich arrogant!"

Frl. v. Sch.: „Nein! Das nenn' ich bescheiden!"

Mr. (mißtrauisch): „Wieso?"

Frl. v. Sch.: „Weil derartige Gewagtheiten bei einer anständigen Frau eine — Frotzelei für die Männer sind!!"

Mr.: „Frotzelei? Das kommt wohl auf die Männer an!"

Md.: „Fritz!"

Mr.: „Pardon! Ich spreche rein theoretisch!"

Frl. v. Sch.: „Ich doch auch, lieber Baron!"

Mr. (rasch): „Das ist feig, gnädiges Fräulein!" (ungeduldig, betreten) „So reden Sie doch auch was, Flitzenheim!"

v. Flitzhm. (schüchtern): „Ja — — es ist feig, Gnädigste — —"

Frl. v. Sch.: „Und was kann mir schon passieren, wenn ich feig bin?!"

Mr. (betroffen): „Nichts! — allerdings."

Frl. v. Sch. (zündet sich triumphierend eine Zigarette an): „Sie sehen, ich bin unverwundbar!"

Md. (nervös): „Seit wann bist du Frauenrechtlerin, Lolotte?!"

Frl. v. Sch.: „Durchaus nicht! Ich plädiere nur für die Rechte der Frau. Ich zieh mich auf das Territorium zurück, das uns die Männer von Anbeginn an überlassen haben!"

Mr.: „Und in das einzubrechen uns der Respekt hindert!"

Frl. v. Sch.: „Nennt man das Respekt?!"

Md. (unruhig): „Ich hoffe, daß man es Respekt nennt!"

v. Flitzhm.: „Verlassen Sie sich darauf, Baronin!"

Frl. v. Sch.: „Und dieser Respekt, liebe Christine-Antoinette, ist schuld daran, daß dein Salon heute leer bleibt!"

Md. (heftig): „Ich verstehe dich nicht, Lolotte!"

Frl. v. Sch.: „Sofort! Die Männer wollen dir den Rückzug sichern, nachdem sie sich gestern ein wenig zu weit vorgewagt haben."

Md. (errötend): „Lolotte!"

Mr. (halblaut): „Das ist perfide, gnädiges Fräulein!"

Frl. v. Sch. (sanft): „Finden Sie, Baron?!" (sie schauen einander sekundenlang in die Augen)

Md. (außer sich): „Und du glaubst wirklich, daß niemand kommt — weil ich gestern — aber das wäre ja ein Skandal — ein Eklat!"

Frl. v. Sch.: „Sie beweisen dir nur ihre Hochachtung damit!“

Md. (wie oben): „Ihre Hochachtung?! Ich verzichte!!“

v. Flitzhm. (erschreckt): „Um Gottes willen, Baronin, besinnen Sie sich!“

Md. (bricht in Tränen aus): „Oh, pfui! pfui!! Wie ich mich schäme!“

Mr.: „Heute ist aber wirklich kein Grund dazu!“

Md.: „Heute?! Willst du damit sagen, daß gestern ein Grund dazu war? Und hast mich trotzdem so gehen lassen! Pfui! pfui!! (weinend ab)

Mr. (erregt): „Das danken wir Ihnen, gnädiges Fräulein!“

Frl. v. Sch. (gleichmütig): „Seien Sie froh, daß ich das drohende Gewitter entladen habe, Baron.“

Mr.: „Und ziehen sich jetzt natürlich auf Ihr famoses Territorium der Frau zurück!“

Frl. v. Sch.: „Die Herren wissen ja, daß ich feig bin!!“ (zieht ihre Handschuhe an und erhebt sich) „Auf Wiedersehen Herr von Flitzenheim. Grüßen Sie mir Christine-Antoinette, lieber Baron!“ (Mr. geleitet sie hinaus, kommt wieder in's Zimmer)

Mr.: „Eigentlich ein ganz famoses Frauenzimmer, hm?“

v. Flitzhm.: „Mir ist sie zu dezidiert!“

Mr.: „Was tut das? Man weiß wenigstens, was sie will."

v. Flitzhm.: „Was will sie denn?"

Mr.: „Na, uns halt!"

v. Flitzhm. (chokiert): „Uns?!"

Mr.: „Uns Männer mein ich!"

v. Flitzhm. (kühl): „Bitte mich auszunehmen!"

Mr.: „Natürlich! Mich auch, ich bin ja verheiratet!"

v. Flitzhm.: „Ja also, lieber Baron, Sie entschuldigen mich, aber ich muß noch Nachrichten über das Befinden meiner Großmutter einholen. Legen Sie mich der Baronin zu Füßen!"

Mr. (für sich): „Feigling." (sie schütteln einander die Hände. Mr. begleitet v. Flitzhm. hinaus. Inzwischen kehrt Md. in den Salon zurück und setzt sich in den Erker, lehnt müde ihren Kopf an die Wand)

Mr. (kommt zurück): „Eh bien! Christine-Antoinette?"

Md. (dumpf): „Laß mich!"

Mr.: „Schau, Schatz — —!"

Md. (unterbricht ihn eintönig): „Ich bin sehr unglücklich!"

Mr. (ungeduldig): „Aber das ist doch lächerlich!"

Md. (wie oben): „Ich kann dich nicht mehr achten!"

Mr. (verblüfft): „Was?!!"

Md.: „Du mußtest es wissen, was Männer unanständig finden!"

Mr.: „Liebes Kind, ich bin diesen Dingen seit zwei Jahren so entrückt; die Ehe verwischt — —"

Md.: „Du bist brutal!"

Mr.: „Ich meine, die Ehe verklärt alles sozusagen. Gewisse Dinge aus dieser reinen Sphäre gesehen, verlieren ihren zweideutigen Reiz — —!"

Md.: „Entsetzlich! Ich bin dir also gleichgültig geworden!"

Mr. (zornig): „Nein!!"

Md.: „Warum hast du dann keinen Einspruch gegen mein Kostüm erhoben?!"

Mr.: „Weil — es doch nichts genützt hätte!"

Md.: „Ah, so hältst du mich für kokett!"

Mr. (trotzig): „Ja!" —

Md.: „Ha! hätt' ich das gestern gewußt! Dann hätte ich dir Grund zu dieser Behauptung gegeben!"

Mr. (lächelt höhnisch)

Md.: „Du beschimpfst mich! Bist du vielleicht auch Lolottens Meinung? Glaubst du, ich weiß nicht, daß sie dir gefällt?"

Mr. (zuckt schweigend mit den Achseln)

Md.: „Du leugnest nicht einmal!"

Mr. (zornig): „Nein!"

Md.: „Und du hast einmal behauptet, daß du mich liebst!"

Mr.: „Das tu ich noch!"

Md. (lächelt höhnisch)

Mr. (läutet. Diener kommt): „Sandwiches und Tee!" (ißt mit Wohlbehagen)

Md.: „Guten Appetit!"

Mr.: „Danke! S' schmeckt mir außerordentlich!"

Md. (wutbebend): „Du freust dich also, daß unser Salon leer bleibt?!"

Mr.: „Ja, ich freue mich!"

Md. (verächtlich): „Weil du eifersüchtig bist!"

Mr. (ein Sandwich kauend): „Ja, ich bin eifersüchtig!"

Md.: „Du glaubst also nicht, wie meine beste Freundin, daß die Herren heute aus Respekt ausbleiben?"

Mr.: „Nein! Aus Feigheit!"

Md. (verblüfft): „Wieso aus Feigheit?"

Mr. (kauend): „Sie fürchten — —"

Md. (entzückt): „Mich?"

Mr. (kalt): „Nein, mich natürlich!"

(Pause)

Mr. (mit gerunzelten Brauen): „Zweifelst du daran?"

Md. (erschreckt): „Nein, nein!"

Mr. (wie oben): „Es gibt nämlich Dinge, in denen ich keinen Spaß verstehe!"

Md. (sehr rasch): „Selbstverständlich!"

Mr.: „Bedauerst du also noch, daß dein Salon leer geblieben ist?"

Md.: „O nein, lieber Fritz.“

(Pause)

Mr. (ißt Sandwiches)

Md. (zögernd): „Fritzl!“

Mr.: „Humm?“

Md.: „Schön war ich aber doch?“

Mr. (nickt lebhaft): „Sehr schön!“

Md. (setzt sich auf sein Knie): „Und die fünf Schleier?“

Mr.: „Waren eine Perfidie!“

Md.: „Für die anderen!“

Mr.: „Natürlich für die andern!“

(langer Kuß)

Md. (macht sich plötzlich los und läutet. Diener): „Karl! Wir sind für niemanden zu Hause!“

Das Hexenkraut

„Und das heißt man Herenkraut!" sagte der schlanke Alfons Hillinger und gab der jungen Frau zu den vielen anderen Blumen noch eine schneeweiße Blüte in die kleine Hand.

Sie waren, wie gewöhnlich auf ihren Spaziergängen, den andern ein kleines Stück voraus. Die andern waren drei guterhaltene, heitere Fräuleins, ein sehr junger Mann, und der Gatte der jungen Frau.

„Herenkraut?" fragte die junge Frau interessiert. Sie verstand es, selber ein wenig zu heren, und war bescheiden-stolz auf ihre kleinen Künste.

Alfons Hillinger nickte. „Ein weniges von diesem Kraut an einen Mann verabreicht, und der Aermste rast in Liebestollheit!"

Die junge Frau errötete. Sie drehte rasch den Kopf nach den andern. „Tristan und Isolde?" fragte sie dann schalkhaft.

„Allerdings!" sagte Alfons Hillinger. Man muß bedenken, daß sie in der Sommerfrische waren.

„Ist das giftig?" forschte die junge Frau ängstlich, und betrachtete nachdenklich das Blümlein.

„Ach woher denn!" beruhigte Alfons Hillinger.

„Glauben Sie an die Wirkung, Herr Hillinger?"

„Kind!" sagte er.

„Sie müssen nämlich wissen," sprach die junge Frau, und bekam Herzklopfen, wie immer, wenn sie so etwas sagte, „ich kann hexen!"

Alfons Hillinger lächelte nachsichtig und merkbar zerstreut, denn es ging gerade eine überaus auffallende Dame vorüber. Die wohnte mutterseelenallein am Ende des kleinen Ortes. Der Gatte und der sehr junge Mann sprachen plötzlich noch einmal so eifrig zu ihren Damen; die drei heiteren Fräulein aber wandten ungeniert die Köpfe.

„Ich finde das taktlos!" sagte Alfons Hillinger streng und meinte die drei Fräulein.

„Ja! Man sollte sich zur Nachsicht erziehen," seufzte die junge Frau und dachte an die auffallende Dame.

„Warum Nachsicht? Gnädigste," rügte der Hillinger scharf, „dergleichen Erscheinungen, wie die Dame von vorhin sind eine soziale Notwendigkeit!"

Die junge Frau errötete, strich sich mit der freien Hand das ewig unruhige Haar aus der Stirn, und sah hilflos-verwirrt und außerordentlich reizend aus. In ihrer Verlegenheit blieb sie stehen und die andern fanden Zeit, sie einzuholen. Die drei Fräulein nahmen die junge Frau in die Mitte. „Haben Sie das Frauenzimmer gesehen?" fragte Fräulein Adele vergnügt.

„Ich weiß wirklich nicht, was die Männer an so einer finden!" entrüstete sich Fräulein Frida.

„Arme Männer!" lachte die noch immer hübsche, üppige Helene.

„Es ist eine soziale Notwendigkeit!" verteidigte die junge Frau.

„Ach was!" wehrte Fräulein Adele, „die Männer müßten gar nicht!"

„Aber sie wollen halt, die Schufte!" spottete Helene. Und die drei heiteren Fräulein lachten ein klingendes Trio über die blühenden Wiesen.

Die junge Frau wurde schweigsam. Der Gatte schritt rüstig voran, der sehr junge Mann trug sämtliche Schals. Alfons Hillinger scherzte gnädig mit den drei Fräulein.

Plötzlich und ganz ohne ersichtlichen Grund wurde der Gatte eifersüchtig — vielleicht hatte ihn die Begegnung mit der „Auffallenden" erregt — aber ich will nichts gesagt haben, und raunzte gedämpft: „Warum redest du denn gar nichts? Ist dir etwas über die Leber gekrochen? Du vermißt wohl deinen Kurmacher?"

„Ich vermisse gar niemanden!" sagte die junge Frau gekränkt. Die Tränen traten ihr in die hübschen, glänzenden Augen und sie war fest entschlossen zu hexen.

Der Weg führte, wie so viele Wege, zu einem kleinen Wirtshaus. Man beschloß Milch zu trinken. Der Gatte verzog sich für ein Weilchen; die andern und auch Alfons Hillinger, bewunderten die Aussicht. Die junge Frau fand Zeit, das Hexen-

kraut unbemerkt zu zerreißen. Ein milchiger Saft entquoll dem Stengel. Sie tropfte ihn in zwei Gläser, und nach kurzem Zögern sozusagen aus Moral, den Rest in ein drittes. Das war für den Gatten bestimmt.

Nun spielte sie mit viel Verlegenheit die Hausfrau und kredenzte den Herren die Milch. In des Hillinger Glas schwammen winzige Blumenblätter und ein Stückchen Stengel. Der Gatte kehrte in brillanter Laune zum Tisch zurück und tätschelte verliebt die niedliche Hand, die viel zu zart für den dicken, goldenen Ehering schien.

In dem weichen Herzen der jungen Frau regte sich etwas wie Reue; sie machte eine unwillkürliche Bewegung nach dem Glase des Gatten. Zum Glück fiel ihr rechtzeitig ein, daß der Zaubertrank ihrem angetrauten Herrn und Gemahl ja keinerlei Fluch und Verderbnis bringen könne, und fügte sich mit einem kleinen Seufzer.

„Es schwimmt etwas in der Milch!" sagte Alfons Hillinger, „aber auf dem Lande untersuche ich dergleichen Dinge prinzipiell nicht. S'ist die einzige Möglichkeit, der Natur nahezukommen!" Und er leerte sein Glas.

Die junge Frau erschrak ein bißchen. Sie blinzelte scheu nach dem sehr jungen Mann. Der wischte sich gerade die mädchenhaft weichen Lippen. Während des Nachhausegehens geschah nichts Absonderliches und Erzählenswertes. Es sei denn: daß die

drei Herren plötzlich begannen, die Temperatur außerordentlich hoch zu finden. Die heiteren Fräulein erbarmten sich des sehr jungen Mannes und nahmen ihm ihre Schals ab. Aber das half nicht viel; das Hexenkraut begann zu wirken! Und als es Abend wurde, zog die junge Frau ihr mädchenhaftestes Kleid an. Das Weiße mit der lichtblauen Schleife als Gürtel, und setzte sich auf die Veranda vor dem Hause. Die große Gartenlampe brannte; unter Wolkenzipfelmützen duckte sich ein Heer von kleinen Sternen. Und die kindliche Seele der jungen Frau spazierte von einem Stern zu dem anderen. Schläfrig blinzelten die Laternen. Die hell-dunkle Straße entlang lief durch das Sommerstädtchen — Alfons Hillinger.

Pardauz! sprang die Seele der jungen Frau von den Sternen herunter auf die Erde, erschrak, und freute sich: „Nun wird er kommen und Liebe stammeln und ich werde ihn nicht erhören!"

Alfons Hillinger lief, was er konnte. Er lief die Straße zu Ende und verschwand im — allerletzten Hause.

Es dauerte nicht lange und der sehr junge Mann ging — denselben Weg. Er lief nicht so sehr, er schlich eher, aber Richtung und Ziel waren das Gleiche.

„Mutz!" rief eine eilige Stimme aus dem Garten, „der Abend ist so schön, daß ich noch ein bißerl spazieren gehe!"

„Geh nur!“ sprach die junge Frau ganz tief vor Unwillen. Die Gartentür knarrte in ihre Worte.

Die junge Frau blies die Lampe aus und ließ die Sterne leuchten. Aber trotzdem sah sie, daß der Gatte dem allerletzten Hause zusteuerte.

„Sind Sie noch wach?“ fragten drei freundliche Stimmen. Die drei Fräulein promenierten in der Abendkühle. „Wollen Sie nicht mitkommen? Wir gehen ein bißerl spionieren. Die Dame im letzten Haus soll ‚illuminiert‘ haben!“

„Eine rote Lampe hat sie brennen!“ sprach Fräulein Frida verachtungsvoll.

„Und zu dem Licht flattern die Männer wie die Motten,“ kopfschüttelte Adele.

„Arme Männer!“ lachte die üppige Helene.

„Ich glaube nicht, daß die rote Lampe allein die Anziehungskraft hat!“ sagte die junge Frau überlegen.

„Natürlich nicht!“ Die drei heiteren Fräulein lachten.

„Und die Männer sind lange nicht so dumm als man glaubt!“ sagte die junge Frau böse. „Es gibt Zusammenhänge, die kein Mensch ahnen kann.“ Sie rief den verblüfften Fräulein ein grollendes „Gute Nacht“ zu, wandte sich und ging in ihr Schlafzimmer.

Gerade war sie im Begriff, vor der stolz lieblichen Muttergottes aus getriebenem Silber niederzuknien, da kam, ein wenig verlegen und sehr verliebt, der

Gatte wieder. Er hatte die Zimmertür der auffallenden Dame versperrt gefunden, und als er zu warten anhub, bemerkte er mit Mißvergnügen, daß in einiger Entfernung bereits der sehr junge Mann des Einlasses harrte. Man wird sich erinnern, daß Alfons Hillinger am stärksten mit dem Hexenkraut bedacht worden war.

Der Gatte entsann sich plötzlich seiner eigenen Frau, eilte nach Hause und fand die Veranda leer.

„Sie ist im Schlafzimmer," dachte er zärtlich. Er schlich hinein wie ein Kater.

„Mutz!" flüsterte er heiß, und schloß geräuschlos die Türe. — — — — — — — — — —

„Man ist wirklich und wahrhaftig ein Esel!" dachte er, als sie friedlich nebeneinander lagen, „wozu sich in Abenteuer und Konkurrenz mit Lausbuben begeben, wenn man zu Hause das alles bequem und völlig unbestritten haben kann?" Und über diesen Betrachtungen schlief er ein.

Länger wachte die junge Frau. „Daß ich hexen kann, ist erwiesen," reflektierte sie, „aber — wozu wenn man so wie so verheiratet ist?"

Kraft

(Ein deutsches Märchen)

Es lebte ein blonder Geselle. Der hieß Georg Michael und war so stark, daß, wenn er sich einen Apfel pflücken wollte, ihm der Ast in der Hand blieb, und strich er jemandem zärtlich die Wange, so haftete die Erinnerung acht Tage lang. Da hießen ihn die Leute den dummen Michel. Sie meinten es beileibe nicht böse. Sie lachten sogar dabei. Es waren eben kreuzbrave Menschen, die jede Gelegenheit benutzten, dem lieben Gott zu danken, daß ihnen nichts abging. Der kleinste Mangel eines Nächsten erhob ihre Herzen zu einem wahren Festgottesdienst. „Zufriedenheit ist das höchste Gut," sagten sie unentwegt, und dann liebte sich ein jeder noch einmal so sehr. Georg Michael wußte ganz genau, wie man über ihn sprach und dachte, denn er besaß ein Paar aufopfernde Freunde. Die horchten auf jedes Wort, ohne sich zu mucken, um den anderen durch ihre Gegenwart nicht den Mund zu verschließen und erzählten ihm alles getreulich wieder. „Wenn ich die Hand hebe, drücke ich der Bande die Schädel ein wie Pappe," dachte Georg Michael. Dieser Gedanke machte ihn äußerst vergnügt. Nicht ein bißchen konnte er mehr böse sein. „Er ist überaus gutmütig," sagten die Freunde und zuckten mitleidig die Achseln. Zu Hause gab es schmale Bissen, weil ihm alles gar zu gut anschlug. Aber als er mannbar gewor-

den, besaß er Kräfte für zwei. Die Mutter hieß ihn sein Sonntagsgewand anziehen und ging mit ihm zum Meister Grobschmied. Als der des Jungen ansichtig wurde, verfiel er plötzlich in große Höflichkeit, was ja immer ein böses Zeichen ist, und sagte: „Gute Frau! Ich bin noch vom alten ‚Schlag‘ und gewohnt, mit eigner Hand das Gesinde zu lenken. Wie könnt ich das bei Euerem Sohn wagen, der dreimal so stark ist wie ich!“

Und die anderen Meister sprachen so ähnlich. Da jammerten die Eltern über den „ungeratenen“ Sohn. Und die Mutter ging in ihrer Betrübnis zum Pfarrer. Denn sie war dem Himmel noch nicht so nahe, um keiner Vermittlung zu bedürfen. Der Pfarrer hub gewaltig zu schreien an, was er sonst voll christlicher Demut seinen Besucherinnen zu überlassen pflegte, und sagte: „Ihr Kurzsichtigen! Euer Sohn ist zum Knecht geboren. Hat ihn Gott nicht für zwei stark gemacht? Er kann es noch zu einem vornehmen Herrn bringen.“ Die Frau ging heim, vom heiligen Geist erfüllt. Georg Michael aber schnürte sein Bündel, einen tüchtigen Dienst in der Stadt zu suchen. Die Stube war voll Menschen. Jeder wollte ihm „Adieu“ sagen. Das war doch der beste Beweis ihrer Liebe! „Bleib brav!“ sagte der Vater. „Es tut gar nichts, wenn es dir auch schlecht geht. Nur deinen Eltern darfst du keine Schande machen.“

„Ehrlich währt am längsten,“ sagte die Mutter.

„Man erreicht die himmlische Glückseligkeit rascher, wenn man redlich im Straßengraben verhungert, als im Wohlleben und Lasterschwelgend."

Der Pfarrer segnete ihn und sprach: „Mein teurer Sohn in Christo! Der Herr hat dich mit ungewöhnlicher Körperkraft begnadigt. Wen Gott aber mit einer besonderen Gabe ausgezeichnet, der hat allen Grund, fein demütig zu sein. So erfordert es die Nächstenliebe. Je mehr einem ward, desto geringer muß er sich fühlen, das sichert dir die Achtung deiner Mitmenschen. Hast du mich verstanden?"

„Nein," sagte Georg Michael schlicht.

„Gott erhalte dir deine fromme Einfalt," sagte der Pfarrer gerührt, „und lasse sie unversehrt aus allen Anfechtungen hervorgehen."

„Der Herr segne deinen Ausgang!" schrien alle so laut sie konnten. Es kam ihnen vom Herzen. „Und komme bald wieder," sagte der kleinste Bruder, aber dem hielten sie scheltend den Mund zu. Michael hatte lustiges Reisewetter! Vor dem Tore stand breitspurig der Wind und sperrte den Weg. Georg Michael aber zwang ihn. Der Wind schrie auf wie ein kampfmutiger Recke, und schlang die Arme um ihn zum furchtbaren Ringstreit. Und zog ihn an die mächtige Brust, mit totdrohendem Ungestüm. Und ließ ihn wiederum fahren in spottender Ueberlegenheit. Und warf ihm die Augen voll Sand. Und füllte die Ohren ihm mit Heulen und Dröhnen. So wirbelten sie selbander die Landstraße hinab.

Es war ein häßlicher Weg! Da lief eine Spur über die andere, wie im wogenden Gedränge einer über den andern steigt. Sie waren verschieden wie die Laune der Schreitenden. Jede enthielt die Geschichte des Menschen, der sie geprägt. Es waren die Flaggen der Entschlüsse, es waren die Grabmale der Taten. Sie kreuzten, verlöschten, und überhasteten einander. Aber ein Ziel war nirgends zu entnehmen. Georg Michael rang mit dem Sturme um jeden Schritt, ertrotzte sich jauchzend Sieg um Sieg. Die Heimat entschwand, er fühlte es nicht; fahl dämmerte die Ferne wie der Morgen eines schwülen Tages, er grüßte sie kaum. Und als er den Hochwald errungen, kroch der Sturm winselnd in die Büsche. „Hab ich dich?" jubelte Georg Michael, daß es schallte. „Hab ich dich?" Freundlich und still schauten die Bäume. Schwer hing der Schnee auf ihren Zweigen; wie sie litten! Die Luft war voll Schmerz. Aus dem Walde stieg eine große Klage, sie wuchs und wuchs und drängte zum Schrei. Trauer wehte von den unendlichen Weiten herüber, spann sich lautlos von Ast zu Ast. Da hub Georg Michael zu laufen an. Er lief und lief. Und als es Abend werden wollte, hatte er die Stadt erreicht. Der Winter stapfte in großen Schneestiefeln durch die Gasse, daß es nur so krachte. Man konnte ihn leibhaftig empfinden, wie die wohlig ruhige Nähe eines guten alten Freundes. Es schneite mit sanfter Eindringlichkeit. Flocke um Flocke gleich den Worten einer

lieben Sonntagspredigt. Dazwischen fror es zum Ohrenabfallen. Aber das schadet nichts. Es kamen einem die angenehmsten Gedanken an huschelige Sofaecken und gemütliche Ofenwinkel und machten einem ganz warm ums Herz. Die Leute sprachen vom Wetter. Und fühlten sich als Herren der Welt. Alle waren einer Meinung. Es war außerordentlich erhebend. Georg Michael setzte sich auf die Kirchenstufen und wartete. Und dachte, es würde wohl jemand kommen, ihm seine Kraft abzukaufen. Die Leute strichen eilig an ihm vorüber. Einer lief und hastete immer für den andern. Aber sie wußten es nicht, und das war gerade das Gute. Da kam jemand, der stak von oben bis unten und von unten bis oben in Pelz. „He da! du," sagte er und tippte Georg Michael auf die Schulter. „Was machst du denn da? Du willst wohl erfrieren?" Und dann lachte er vergnügt. Es war ein menschenfreundlicher Herr.

„Nein," sagte Georg Michael ernsthaft. „Ich suche Arbeit!"

„Gott bewahre," sagte der Herr, und das wenige, was man von ihm sah, wurde puterrot vor Entrüstung. „Wie kannst du dich unterstehen, mir so etwas vorzuschwatzen. Ein Kerl mit solchen Gliedmaßen."

„Was hat er denn angestellt?" fragte eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm.

„Er sucht Arbeit," sagte der Herr.

„Jesus Maria!“ schrie die Frau und dann mußte sie das Kind niederstellen, um die Hände über den Kopf zusammenzuschlagen. „Diese Verderbtheit!“

„Die Welt wird immer schlechter!“ Das Kind hub fürchterlich zu jammern an, weil es getragen werden wollte.

„Warum sie nur so schreien,“ dachte Georg Michael betrübt.

Menschen stürzten aus allen Ecken herbei. Die Welt geht nie teilnahmslos an dem Geschick eines Bruders vorüber.

„Seht den Taugenichts!“

„Gebettelt hat er!“

„Er ist heil und gesund!“

Und dann schien es, als wollten Sie ihn deshalb prügeln.

„Liebe Leute!“ fing Georg Michael an.

„Was sagt er?“

„Er wird rabiat!“

„Er droht!“

„Der Kerl ist gemeingefährlich!“

„Man sollte die Polizei rufen!“

Und hochklopfenden Herzens fühlte sich jeder als guter Staatsbürger.

„Seht, seht!“ schrie ein kleiner Junge, der gerade vorüberrannte und zeigte auf irgend etwas.

„Wo, was?“ schrien alle und liefen mit.

„Nichts!“ sagte der Kleine enttäuscht.

„Nichts?“ fragten sie.

Und dann gafften sie erst recht.

Georg Michael wickelte sich fester in seinen Mantel und seufzte. Es wurde zusehends kälter. Dunkelheit huschte die Häuser entlang, gebückt, wie ein Herchen und plötzlich war es stockfinster. Gerade wie wenn man die Decke über den Kopf zieht. Auf den Kirchenstufen flüsterten Frauenkleider unnötig laut, töricht, geräuschvoll, gleich Kindern, die sich mit ihren Geheimnissen gern vor aller Welt brüsten. Durch das weiche Geflocke schaute Georg Michael die Frau, lang, schlank und blaß, vornehm, wie er noch keine geschaut. Sie trug ein schwarzes Gewand. Aus dem blassen Gesicht glühte begehrlich ein liebeswarmer, kußlechzender Mund, wie eine sengende Flamme, wie eine Fackel zum Brautgemach. An Georg Michaels Gliedern hing die Kälte gleich eisernen Ketten, und zog ihm die breiten Schultern krumm. Von oben klang das Schreiten der Frau wie eine zage Verheißung, kam näher, ward lauter, nun schien es erlösende Botschaft. Da setzte sich Georg Michael hoch auf und wartete. Und die Frau schaute gleichgültig herab auf den blonden Jungen, blickte ihm erstaunt in die strahlenden Blauaugen. Und er sprach schüchtern:

„Ich suche einen Herrn! Wollt Ihr mich zum Knecht?"

Zwischen den leuchtenden Lippen der Frau blitzte es auf, wie eine Klinge. Aber sie schwieg.

„Ich bin stark!" sagte Georg Michael, und das

Weinen saß ihm in der Kehle. „So stark wie so bald keiner. Ich kann einen Ochsen mit der Faust zu Boden schlagen. Und einen Mann heb' ich mit einer Hand."

Die Frau sah ihn an aus grünschillernden Augen. Und sprach kein einziges Wort.

„Ich könnte soviel! Wollt mir nur einer befehlen! Aber die Leute sind unfreundlich. Ich muß wohl verhungern in dieser schrecklichen Stadt, oder mit Schimpf und Schande nach Hause zurückkehren."

Die Frau wandte sich nickend zum Gehen.

„Frau," schrie Georg Michael. Es hallte gewaltig über den stillen Platz. Auf sprang er zu seiner mächtigen Höhe und vertrat ihr den Weg.

„Was willst du?" fragte sie erschreckt.

„Dienen will ich Euch!" und die schrecklichen Hände griffen nach ihrem Kleid.

Sie duckte sich scheu.

„Ich suche mein Gesinde nicht auf der Straße!"

„So denkt, ich wär Euer Hund. Ihr könnt mich schlagen und treten."

Seine Finger preßten ihre Schultern, daß sie sich bogen.

Er sah ihre Augen sich weiten im starren Entsetzen. Er sah den Schmerz drin erwachen und wachsen und sich verbreiten. Da zuckte es ihm glühend heiß durch die Adern. Da drang es ihm wirbelnd zum Hirn. Er erbebte bis ins Herz und ließ sie los. Sie starrten sich an mit fliegendem Atem.

Jauchzende Jubelhymnen sang sein Blut, daß ihm die Ohren widerhallten.

„Du hast mir weh getan!“ sagte klagend die Frau und dann hub sie zu weinen an.

„Ich weiß es,“ sagte Georg Michael. Er zitterte am ganzen Körper wie ein wilder Hengst. Die Frau schluchzte zum Steinerbarmen.

Sie war der erste Mensch, der um seinetwillen weinte. Da war es ihm, als sei sie sein Geschöpf, und in jubelndem Uebermut küßte er sie auf den blutdunkeln Mund. Die Frau schrie auf, und stieß mit beiden Händen nach ihm. Es war erstaunlich, wieviel Kraft sie auf einmal besaß.

„Hab ich Euch wieder weh getan?“ fragte Georg Michael und war sehr bestürzt, denn er hatte noch nie ein Weib geküßt. Die Frau weinte noch ärger als bisher. „Liebe gute Frau!“ sagte Georg Michael und seine Stimme bebte. „Könnt Ihr nicht einen Augenblick zu weinen aufhören! Ich habe solche Angst“ und dann war es ihm gerade, wie wenn man vom Fliegen geträumt hat und so plötzlich erwacht, daß man zu fallen vermeint. Sie konnte vor Weinen nicht reden. „Hört,“ sagte Georg Michael. „Tut mir etwas, dann wird Euch leichter werden. Ich halte ganz still.“ Er neigte den mächtigen Nacken. Sie ging weinend weiter. Nun ist es ganz aus! dachte Georg Michael. Er war sehr traurig. Ein häßliches, ekelhaftes Gefühl kroch ihm über den Leib, wie eine Spinne. Das war die Reue.

Die ganze Stadt roch nach Abendbrot. Es war wirklich, um Heimweh zu bekommen. Er ging durch Gassen, verschroben und kraus gleich den Schrullen in Großvaters Kopf, eng von verblichenem, trübseligem Kram, wie ein Herz voll Erinnerungen. Die Stadt war alt, uralt, und das ist das Allerschönste, und das ist das Allertraurigste, was man von einem Ding behaupten kann. In einem Durchgang voll kleiner Läden, gleich Schwalbennestern, zog ein Blinder die Harmonika. Wer vorüber mußte, bekam etwas von der Musik ab. Es schien, als liefe alles auf Rädern. Jeder Ton war ein beweglicher, kleiner Kobold. Sie kitzelten die Leute am Halse und zwickten sie in die Waden, daß sie die sonderbarsten Gesichter schnitten. Es war zum Kranklachen. Eine einsame Gasse trank seiner Tritte Schall. Und plötzlich bemerkte er, daß er Seite an Seite mit einem niedlichen, kleinen Mädchen ging. Sie war weder hübsch noch vornehm, und schleppte sich schier zu Tode an einem riesigen Korb.

„Gib her!“ sagte Georg Michael kurz und streckte die Hand aus.

„Warum nicht gar,“ sagte die Kleine und lachte ihm keck unter die Nase. „Du möchtest dir wohl billig ein Abendbrot verschaffen?“ Und dann lüftete sie herausfordernd den Deckel, daß man die silberschuppigen Fische mit offenen Mäulern im Korbe liegen sah.

„Ich wollte dir nur helfen!“ sagte Georg Michael leise.

„Ich werde selbst für meine Arbeit bezahlt und kann mir keinen Extradiener halten!“

„Du brauchst mir nichts zu geben. Ich bin froh, wenn meine Kraft zu etwas gut ist!“

„So nimm,“ sagte die Kleine. Sie reichte ihm den Henkel.

„Guten Abend,“ grüßte sie freundlich.

„Guten Abend!“ dankte Georg Michael und faßte an.

„Wer bist du?“ fragte die Kleine.

„Ich möchte ein Knecht sein!“

„Was kannst du?“

„Ich bin stark!“ sagte Georg Michael und seufzte.

„Das ist viel für dich, wenig für einen andern!“

„Ich verstehe dich nicht!“ sagte Georg Michael.

„Ich bin eine Magd,“ sagte die Kleine und lachte leise. Bei einer vornehmen Herrschaft steh' ich im Dienst. Die ist so reich, wie du dir's nicht einmal ausdenken kannst. Sie hat Geld und Diener und Schmuck und Kleider und alles.“

„Du Glückliche!“ sagte Georg Michael.

„Da gibt es Gäste Tag aus, Tag ein, und Arbeit bis spät in die Nacht. Von Gold und Silber wird gespeist und der edelste Wein fließt wie Wasser.“

„Wie bist du beneidenswert!“

„Ich bin die niedrigste Magd!“ sagte die Kleine. „Aber die erste von uns kommt der Herrschaft nicht näher, als du dem lieben Gott!“ Und ihre grauen Augen glänzten.

„Mächtig groß muß deine Herrschaft sein!“

„Das ist sie!“ sagte die Kleine stolz. „Und ich möchte niemandem raten, daran zu zweifeln.“

„Liebst du sie so sehr!“

„Das ist eine dumme Frage!“ sagte die Kleine. „Wer seine Herrschaft nicht liebt, ist ein ganz schlechter Mensch!“

„Ist die deine so gut?“

„Darauf kommt es nicht an!“ sagte die Kleine.

„Aber warum hast du sie dann gerne?“

„Weil sie die Herrschaft ist!“

„Das verstehe ich nicht!“ sagte Georg Michael.

„Höre,“ sagte die Kleine. „Warum liebst du den lieben Gott?“

„Weil es so sein muß!“

„Da hast du die Antwort!“

„Nein,“ sagte Georg Michael schwerfällig, „beim lieben Gott ist's doch anders!“

„Ist er so gut zu dir?“

„Nein,“ sagte Georg Michael ehrlich.

„Du mußt ihn aber lieben!“ sagte die Kleine triumphierend. „Und die Herrschaft auch, sonst bist du wie das Vieh, dem nicht Höheres gilt. Die Herrschaft ist gerade das, was du dir nicht einmal zu wünschen getraust! Sie besitzt alles, was uns fehlt.“

— Und sie schleppten gemeinsam den schweren Korb durch Schnee und Kälte.

„Da sind wir!" sagte die Kleine. Leuchtend schaute das Haus sie an.

„Leb wohl!" sagte Georg Michael und stellte den Korb nieder. Sie zögerte.

„Wohin gehst du?"

„Ich weiß es nicht!"

„Du Armer! Ich möchte dir gerne deine Freundlichkeit danken!"

„Das kannst du!"

„Sprich schnell!"

„Nimm mich mit dir!"

„Wie dürfte ich das?"

„So laß es!"

„Du tust mir leid!"

„Das hilft mir nicht!"

„Höre," sagte die Kleine. „Wer bürgt mir für dich? Wenn du ein Räuber und Mörder wärest?"

„Ich?!" fragte Georg Michael und schüttelte lächelnd den Kopf. „Das glaubt wohl keiner!"

„Bist du nicht stark?"

„Ist das etwas Schlechtes?"

„Eigentlich nicht!" sagte die Kleine und kicherte.

„Lachst du über mich?" fragte Georg Michael langsam.

„Vielleicht!"

Er zog die Augenbrauen zusammen. „Du mußt

deutlich mit mir reden, sonst werde ich ungeduldig. Aber ich tue niemandem gerne Unrecht!"

„Komm!" sagte sie und warf den Kopf in den Nacken. „Wir wollen es versuchen. Stelle dich nur recht armselig und elend. Und verrate kein Wort von deiner Kraft!" Sie standen in der Küche. Die Wärme strich Georg Michael über die froststarren Wangen, wie eine weiche Patschhand. Der Koch glich einem Himbeerkoch in Schlagsahne. Und die Ober- und Unterküchenmädchen schienen ebensoviel Appetitbrötchen. Das Porzellan klirrte, das Blechgeschirr rasselte. Der Herd glühte vor Feuereifer. „Sie kochen das Abendbrot für die Herrschaft!" flüsterte die Kleine ehrfurchtsvoll. „Die Fische, die Fische!" schrie der Koch. Und dann tanzte der ganze Schwarm um die Kleine. Georg Michael schlich unbemerkt in einen Winkel. Dort saß eine uralte Frau und wusch Teller. Sie war wundervoll alt. Es war außerordentlich heimlich, sie anzusehen. Ihr Kopf wackelte beständig, als nickte sie gleichmütig zu allem. Das hatten die Jahre sie gelehrt.

„Wer bist du?" fragte sie verwundert und sah Georg Michael aus guten, umflorten Augen an.

„Ein Armer!"

„Was suchst du dann in der Herrschaftsküche?"

„Muß ich nicht zu den Reichen kommen?"

„Es ist immerhin eine Anmaßung!" sagte sie und ihr Kopf wackelte noch stärker.

„Ich will ja nichts!" sagte Georg Michael demütig, „als ein bißchen Wärme!"

„Dazu müßte man eigentlich auch eine Berechtigung haben!"

„Hätt' ich die, wär' ich ja nicht mehr arm!"

„So bleibe!" sagte die alte Frau. „Aber rühre dich nicht, sonst geht's dir an den Kragen." Und sie wusch, daß es eine Art hatte.

„Ihr seid wohl schon lange hier?" fragte Georg Michael nachdenklich.

„Werden wohl fünfzig Jahre sein! Mit zwanzig habe ich begonnen."

„Siebzig Jahre!" sagte Georg Michael. „Ein schönes Alter!"

„Es ist durchaus nicht so leicht zu erreichen, als man glauben sollte!" sagte die alte Frau. „Tag um Tag muß man hinter sich bringen. Aber bei rechtschaffener Arbeit fliegen die Stunden. Und jeden Abend hat man sich ehrlich errungen!"

„Und dann?" fragte Georg Michael.

„Dann schläft man gut! Besseres kann sich keiner wünschen."

„Nein!" sagte Georg Michael unruhig. „Es fehlt etwas! Ich kann's nicht sagen, wie ich's meine. Aber alles, was Ihr sprecht, ist so traurig!" Und er seufzte. Die Kleine kam mit einem großen Teller Suppe.

Rings duftete es herrlich nach vielerlei Genüssen; das war fast schöner, als sie zu schmecken. Bei

jedem Löffel schien es Georg Michael, als löse sich ein Band von seinem Herzen. Die Kraft rann ihm, wie flüssiges Erz durch den Leib. Nun sollten die Speisen aufgetragen werden. Die Diener standen in einer langen Reihe von der Küchentüre bis zum Speisesaal. Die Schüsseln gingen von einer Hand in die andere. Ein silberner Maßkrug voll dunkelrotem Burgunder wurde gereicht. Den hatte der Herr ausdrücklich befohlen. Der Krug aber war so schwer, daß ihn keiner mit beiden Händen zu halten vermochte.

Das sah Georg Michael und lachte. Stand auf, warf den Mantel weg, ergriff den Krug und schwang ihn hoch in die Luft. Voll atemlosen Staunen standen die anderen. In Georg Michael aber stürmte die Kraft. Mit einer Handbewegung scheuchte er die Diener. Und stolz erhobenen Hauptes betrat er den Speisesaal. Da saß die Herrschaft und speiste. Sie tat es mit jener Ausschließlichkeit und Hingebung, die der Beweis wahrer Vornehmheit ist. Sie aßen, um zu essen, nicht um ihren Hunger zu stillen. Das ist ein gewaltiger Unterschied. Gerade wie zwischen willenfreier Handlung und tierischem Mußinstinkt. Im Zimmer war es mäuschenstill. Es klang jeder Schritt wie ein Seufzer. Und ein Flüstern wuchs zum gespenstigen Raunen. Lang, schlank und blaß saß die Frau zu Tische. Sie trug ein schwarzes Gewand. In dem blassen Gesicht blühten die Lippen so rot, als hätten sie Blut

getrunken. Gegenüber hing ihr ein Spiegel. Von Zeit zu Zeit sah sie hinein, gleichgültig verträumt. Dann sprach sie lebhafter und bewegte sich bewußter. Plötzlich erschrak sie. Sie schaute Georg Michaels Bild. Er stand dicht hinter ihr. Seine Augen glänzten stahlblau. Freudenfeuer brannte auf seinen Wangen. Er war so schön, daß es einem wohl und weh zugleich tat, ihn anzusehen. Denn vollkommene Schönheit erregt die Seele stets bis zum Schmerz, wie allzu helles Licht das Auge blendet. Die Frau hub heftig zu zittern an und legte Messer und Gabel weg. „Was hast du?" fragte der Herr. Aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Gut, daß es keine Fischgräte war. Der aufwartende Diener wurde kreidebleich und bekreuzte sich. Georg Michael schritt gradwegs auf den Tisch zu. Den Krug hoch über dem Kopf, wie eine blitzende Waffe. Aus den Augen der Frau rannen Tränen. Jeder Tropfen schien ein Schmerz. Es sah unsagbar hilflos aus, gerade als weine ihre Seele im Traume. Georg Michael aber verbeugte sich zierlich, so gut er es nur konnte, und stellte den Krug vor den Herrn nieder. „Ausgezeichnet!" sagte der Herr mühsam. Und lächelte krampfhaft. „Ja, was wollen Sie eigentlich, mein Lieber?"

„Ich heiße Georg Michael und suche einen Herrn!" Die Frau hob das tränennasse Gesicht, als weise sie eine blutende Wunde. Da erkannte Georg Michael sie und erschrak. „Weint Ihr noch

immer?" stammelte er. „Du kennst ihn?" fragte der Herr. Die Frau wurde rot und blaß. „Auf der Straße!" sagte sie unsicher. „Mir widerfuhr ein kleiner Unfall, da ist er mir beigestanden. „Ich habe schon oft gesagt, du sollst nicht allein gehen!" sagte der Herr tadelnd. „Du bist unvorsichtig. Aber die Sorge und die Aufregung bleibt dann mir!" Er schneuzte sich gerührt! Georg Michael stand und wußte durchaus nicht, was er von alldem halten sollte. „Du scheinst mir ein anstelliger Bursche zu sein," sagte der Herr gnädiglich. „Ich kann starke Diener wohl brauchen. Du magst als Stallknecht bleiben. Für deine Körperkraft ist das Amt wie geschaffen." Und gnädig winkte er ihn zur Tür hinaus. Georg Michael schritt quer über den Hof dem Pferdestall zu, sein Lager aufzusuchen. Es war herrlich kalt. Die Erde war glatt wie ein Tanzboden. Durch die gefrorenen Scheiben blinzelte der Schein wie müde Kinderaugen. „Georg Michael!" schrie die kleine Magd hinter ihm drein. „Du sollst zur Frau kommen." „Was will sie?" fragte er zitternd, und dachte: „Jetzt ist es um den Posten geschehen." „Ich weiß nicht," sagte die Kleine gleichmütig, und dann ergriff sie ihn beim Arm und zog ihn eine Treppe hinauf. Stieß eine Tür auf und verschwand. Mitten im Zimmer stand die Frau. Das rostbraune Haar hing ihr aufgelöst über dem Rücken. „Ich muß mit dir sprechen!" sagte sie hastig. „Ihr wollt mich davonjagen?" sagte Georg

Michael. Sie trat dicht auf ihn zu, daß er ihren Atem auf der Wange verspürte. „Du hast dich gegen mich vergangen.“ „Ich weiß es,“ sagte er traurig. Sie sah ihn an mit den grünleuchtenden Augen. Das waren keine hellen Seelenfensterchen, sie glichen blanken Spiegelscheiben, die jeden Einblick abwehren, und spottend das verblüffte Gesicht des Neugierigen zurückwerfen. „Du siehst ein, daß du mein Knecht nicht sein kannst?“ fragte die Frau.

„Ja,“ sagte Georg Michael, „weil ich Euch weh getan!“

„So verlasse das Haus auf der Stelle!“

„Ich will,“ sagte Georg Michael, „aber sagt, warum habt Ihr vor dem Herrn mein Vergehen in ein Verdienst gewandelt?“

„Nicht um deinetwillen, Tor.“

„Euch konnte doch kein Vorwurf treffen.“

„Nein,“ sagte sie heftig. „Aber keiner soll wissen, daß mich ein Bauer geküßt hat.“

Da sprach er: „Es war nicht bös gemeint, nur bin ich ungeschickt. Hab' wohl zu derb zugegriffen!“

„Du wagst es, dich zu verteidigen?“

„Ich versteh' Euch nicht!“ sagte er verwirrt.

„Geh!“ sagte sie. Aus ihrer Stimme klangen mahnend die Tränen.

„So geh doch, geh!“

„Ich kann nicht!“ sagte Georg Michael.

„Was willst du von mir!“

„Ihr weint ja wieder!“

„Was kümmert's dich?“

„Ich bin doch die Ursache!“

„Du hast kein Recht auf meine Tränen!“

„Hab' ich sie nicht gerufen?“

„O die Schmach!“

„Das braucht Euch nicht zu kränken. Könnt Ihr dafür, daß ich stärker bin?“

„Knecht — meinst du, ich weine, weil du mich mißhandelt hast?“

„Ja,“ sagte er klar und bestimmt.

„Da wüßte ich mir Recht zu verschaffen! Du hast mir weit Aergeres getan!“

„Der Kuß?“ fragte er verwundert, zögernd.

„Siehst du es endlich ein?“

„Nein,“ sagte er treuherzig. „Wenn ich Euch keinen Schmerz dabei zugefügt habe? Ich glaube, ich wollte Euch nur trösten!“

„Das ist gerade die Vermessenheit!“ sagte die Frau. „Erschrecken kann mich jeder Schneeklumpen. Aber gutzumachen bist du nicht imstande — Bauer!“

Ihn traf es wie ein Peitschenhieb. Er fühlte sich klein. „Wie bin ich arm!“ sagte er leise. Jedes Wort schien etwas in ihm zu zerbrechen.

„Schwöre mir, niemandem das Geheimnis zu verraten. Schwöre bei deiner Kraft.“

„Die spür' ich nicht mehr,“ sagte er traurig.

„Ich bin nicht hart," sagte die Frau. „Ist einer so recht von Herzen unglücklich, schenk ich ihm gern mein Mitleid. Es ist nicht leicht zu verdienen. Nur dem Würdigsten sprech ich es zu." Georg Michael seufzte tief auf. Mit hängenden Armen wandte er sich zum Gehen. „Du magst die Nacht im Stalle zubringen, und morgen früh, wenn das Tor geöffnet wird, in Gottes Namen das Weite suchen!"

„Ich danke Euch, Ihr seid wahrhaft gut!"

Doch ehe er die Schwelle überschritten, rief sie ihn noch einmal zurück.

„Gib acht!"

„Kannst du mir versprechen, zu vergessen, daß du mich berührt hast, keinen Gedanken, keinen Traum daran zu wagen —?"

„Ja!" sagte Georg Michael aus vollem Herzen. Sie lächelte sonderbar.

„So bleibe!" sagte die Frau.

Und es war Winter, jeden Tag aufs neue. Der Frost schrie und jauchzte und schlug mit den Fäusten gegen die Fensterscheiben, daß sie klirrten. Da schlüpfte die Wärme erschreckt aus dem Ofen und schwirrte durchs Zimmer. Hei wie sie flatterte, den rauhen Gesellen ersehnte. Aber hinaus durfte sie beileibe nicht. Sie reckte und dehnte sich, stieß mit dem Kopf gegen die Scheiben. Auf dem Glas erblühten Eisblumen zart und blaß, gleich todgeborenen Wünschen. Die Stube war schwül und eng. Der alte Ofen spuckte und fauchte. Er wollte zer-

springen vor Aerger. Aber das erlaubte seine Konstitution nicht. Die Flammen tanzten singend den Ringelreihen. Die Funken fielen gleich Sternschnuppen. Und in allen Ecken raschelten Märchen.

Die Leute stemmten und steiften sich gegen den Winter und brachten ihn kalendergemäß jeden Tag ein Stückchen weiter. Das war der höchste Triumph des menschlichen Geistes.

Georg Michael plagte und rackerte sich, daß es eine Art hatte. Und der Herr war es zufrieden. Und es ging Michael gut. So oft er die Frau sah, gedachte er seines Versprechens. Mehr konnte er wirklich nicht tun. Wenn sie an ihm vorüberging, hob sie den Kopf noch einmal so hoch, er aber senkte den seinen noch einmal so tief. Das hieß: „Wir kannten uns nie!" Manchmal kam sie in den Stall und brachte den Pferden Zucker. Die fraßen behaglich aus der weißen zarten Hand und küßten die schmalen spitzen Finger. Georg Michael stand daneben gedankenlos, wie es einem anständigen Menschen geziemt. „Georg Michael," sagte eines Tages die Frau. „Der Herr hat dich gelobt. Auch ich bin mit dir zufrieden. Nun sollst du dir etwas wünschen!"

„Ich habe alles!" sagte Georg Michael.

„Vielleicht kannst du doch etwas brauchen?"

„Nein," sagte Georg Michael.

„Denke nur nach, es wird schon etwas fehlen!"

Und dann ging sie. Georg Michael begab sich in den armseligen Bretterverschlag, der seine Habe barg und beschaute Stück für Stück. Er sann und sann, aber einen Wunsch konnte er durchaus nicht finden.

„Ich versäume die schönste Gelegenheit", dachte er betrübt. Er fühlte sich äußerst unglücklich. Endlich schlich er in die Küche. Da war es mäuschenstill. Es wob eine böse, harte Dämmerung, die ließ jedem Ding sein Leuchten, wie einen Vorwurf. Blitzblank grüßte das Geschirr von den Wänden und erzählte von Arbeit und Mühe. Der Fußboden schimmerte schmerzhaft rein. Am Fensterbrett standen in einem Glase zwei dunkelrote Rosen, sie stammten von der letzten Tafel. Die kleine Magd lag auf der Küchenbank und ließ sich vom Schlaf die allerschönsten Versprechungen machen. Aber nachgeben wollte sie beileibe nicht. Er sah sie zärtlich an mit seinen sanften, grauen Augen, auf deren tiefsten Grund sie ihr eignes Bild erblicken konnte, stets wechselnd, wie in einem fließenden Wasser. Und immerzu sprach er: „Jorinde!" Es war ihr Name. Jedes Mal klang es anders. „Jorinde!" rief eine Menschenstimme. Georg Michael stand vor ihr. „Was willst du?" fragte sie unmutig.

„Ich möchte dich etwas fragen."

„Ist es etwas Wichtiges?" Sonst verlohnt es sich nicht, daß du mich gestört hast!"

„Jetzt ist nicht die Zeit zum Schlafen!"

„Meinst du?“ fragte sie spöttisch. „Sich ins Bett zu legen und den Schlaf zu rufen, wie eine Pflicht, scheint mir nicht besonders hübsch. Weit angenehmer ist's, ihm ein Stelldichein zu geben, von dem keiner wissen soll. Da kommt er auf den Zehenspitzen geschlichen, wie ein scheuer Liebhaber. Da fühlt man sein Werben und Streicheln. Wehren muß man sich und spürt, wie ihm jedes Glied untertan wird. Und gewährt ihm Zoll um Zoll und —“

„Das ist alles Unsinn!“ sagte Georg Michael. „Ich möchte lieber einen Rat von dir hören!“

„Was gibts?“ fragte sie kurz.

„Ich darf mir etwas wünschen! Die Herrschaft erlaubt es!“

„Potztausend, das Glück! Da weißt du sicher nicht, mit welchem Wunsch zu beginnen?“

„Nein,“ sagte Georg Michael. „Das ist es eben. Ich habe keinen einzigen Wunsch.“

„Keinen Wunsch?“ fragte Jorinde. Und dann schüttelte sie sich vor Lachen. „Du bist wohl verrückt?“

„Es geht mir gar nichts ab!“

„Wünsche sind doch keine Notwendigkeiten!“

„Du sprichst immer so seltsames Zeug!“ sagte er seufzend.

„Ich spreche, wie ich denke!“ sagte die kleine Jorinde und faltete lässig die Hände über den Kopf. „Ihr aber versteht alle nicht zu denken!“

„Hat niemand Zeit dazu!“

„Ich arbeite für andere, Gedanken spinn ich dabei, die mein Eigentum ganz allein sind. Das ist manchmal ungeheuer lustig. Ich hasse die Leute, die fragen, ‚woran denkst du.‘ Ich komme mir dann so gefangen, so gedemütigt vor. Es ist unanständig, jedem davon zu erzählen, ärger, als nackt über die Straße zu gehen. Kleider hat uns der liebe Gott nicht mitgegeben, aber die Gedanken hat er sorgsam versteckt, daß sie keiner sehen kann.“

„Ich wüßte nicht einmal, an was ich denken sollte!“ sagte Georg Michael. „Sage mir doch endlich, was ich mir wünschen kann!“

„Etwas Unvernünftiges! Etwas Ueberflüssiges! Etwas Besonderes. Was du durchaus nicht haben mußt. Begreifst du mich?“

„Ja,“ sagte Georg Michael aufgeregt. „Nun weiß ich's. Ich danke dir.“

Am nächsten Tage kam die Frau wieder in den Stall. „Was ist's mit dem Wunsche, Georg Michael?“

„Ich habe schon einen!“ sagte er. „Ich möchte ein großes Kuchenherz haben mit Blumen darauf und einem Spruch!“

„Treibst du deine Possen mit mir?“ sagte die Frau böse.

„Ich wünsche mir wirklich und wahrhaftig ein Kuchenherz!“

„Georg Michael, du bist ein Esel!“ sagte die Frau.

„Und ich wünsche doch ein Kuchenherz!“

„Was willst du damit anfangen? Du kannst es nicht einmal essen!“

„Gerade deshalb wünsche ich es mir!“

„Es ist leicht zu erreichen, kaufe dir selbst eines!“

„Nein,“ sagte Georg Michael. „Ich würde nimmermehr mein Geld dafür hergeben.“

„Gut,“ sagte die Frau. „Halte dich bereit. Sonntag früh sollst du mit mir gehen und dir ein Herz auswählen.“ —

„Hast du dir's überlegt?“ fragte die Frau, als der Sonntag gekommen.

„Es bleibt, wie ich gesagt.“

„So komm,“ sagte die Frau. Und dann gingen sie. Die Frau trug einen silberfarbigen Pelz. Die Schleppe fuhr leuchtend über den glitzernden Boden. Und jedesmal stiegen schimmernde Schneewölkchen auf. Die Stadt lag ganz eingemummelt drin. Bum, Bum! sagten die Kirchenglocken. Sie hatten heute das große Wort. Auf dem Marktplatz raschelten gefrorene Blumen und Kohlblätter. Und alles war weiß und leuchtend. Die dicke alte Kuchenfrau trank Kaffee und pries dazwischen ihre Herrlichkeiten. Georg Michael wählte sich das allergrößte Herz, es war rot, hatte weiße Blumen und in der Mitte stand sinnig: „Von Herzen.“ Es wurde zierlich in Papier gewickelt und dann nahm es Georg Michael behutsam in den Arm.

„Freust du dich?“ fragte die Frau.

„Ja," sagte Georg Michael trotzig.

„Siehst du nicht ein, daß das ein Unsinn ist?"

Er schwieg.

„Was willst du nun damit anfangen?"

„Aufheben!"

„Und dann?"

„Wenn es mir einfällt, nehme ich's heraus und schau es an."

„Das ist aber töricht, kindisch!" sagte sie heftig. „Ueber derlei Dinge darf man keine Freude haben!"

„Warum?"

„Weil man Mensch ist und Vernunft besitzt."

„Ich freu mich aber doch!"

„Weil du ein niederes Geschöpf bist, man sollte Euch beim Vieh lassen, wo Ihr hingehört."

„Seid Ihr böse?" fragte Georg Michael schüchtern.

„Es ist immer ärgerlich, wenn sich jemand durchaus nicht belehren lassen will!" Sie riß ihm das Herz aus der Hand und hielt es ihm unter die Nase. „Da, schau es dir einmal an. Plump, unschön, ordinär ist es, ohne den geringsten Wert."

„Mir gefällt es!"

„Du hast mir nicht zu widersprechen!" sagte sie zornig. „Ich muß wohl besser wissen, was schön ist!" Und dann brach sie das Herz mitten entzwei. „Dazu ist es gerade gut genug!" Und sie warf die Stücke auf den Boden. Georg Michael wurde ganz

blaß. Er sah die Frau vorwurfsvoll an, bückte sich, wickelte das zerbrochene Herz sorgsam wieder ein und schweigend schritten sie weiter. Die niedlichen alten Häuser leuchteten beklemmend weiß. Hinter den Scheiben lagen ganze Reihen bunter Aepfel und warteten aufs Gebratenwerden. Die Leute rannten und hasteten, denn heute war „Ruhetag".

„Ich danke Euch vielmals!" sagte Georg Michael, als sie nach Hause kamen.

„Es tut mir leid, daß ich mich habe hinreißen lassen," sagte die Frau und blickte so vornehm als möglich; „es war ganz allein deine Schuld!"

Am Nachmittag setzte sich Georg Michael in seinem Sonntagsgewand vor die Stalltür, ließ sich von der Sonne bescheinen und betrachtete wehmütig das zerbrochene Herz. In seiner Betrübnis begann er es zu kosten. Es schmeckte merkwürdig genießbar. „Nun ist es doch etwas zum Essen!" dachte er traurig.

III.

„Was machst du da?" fragte die kleine Jorinde und tänzelte über den blankgekehrten Hof. —

„Ich esse mein Herz!"

„Das tun viele!" sagte die Kleine, und dann lächelte sie sonderbar. „Die meisten von uns; aber sie fühlen es nicht, denn ihr Herz ist ein totes Ding."

„Meines war von Lebkuchen!" sagte Georg Mi-

chael. „Aber es ist mein einziger Wunsch gewesen!"

„Dein Wunsch? O du Dummer!"

„Hast mir nicht selbst geraten, etwas Unvernünftiges zu wünschen?"

„Etwas Außergewöhnliches — ja, denn die Freude kommt nicht wie das Sattwerden. Sie soll keine Antwort sein. Eher eine Verkündigung von etwas Neuem, Unerhörten, daß einem der Kopf schwindelt und die Seele tanzt. Drum mag ich den Sonntag nicht leiden."

„Schäme dich!" sagte Georg Michael. „Es ist Unrecht, so etwas zu sagen."

„Ich habe die Menschen nicht so lieb, um nur Dinge zu reden, die ihnen recht sind. Im übrigen magst du mir glauben, ich freue mich nicht gern! Ist es vorbei, fühle ich mich immer so traurig. Hab' solche Sehnsucht, solches Verlangen, als hätte ich was verloren, und eine schreckliche Angst, die Freude könnt nicht wiederkommen!"

„Wie du so gelehrt zu reden weißt!" sagte Georg Michael. „So sag' mir doch, was hättest du da an meiner Stelle gewünscht?"

„Ja, das ist schwer zu sagen! Ich habe viele Wünsche! Und jeder Wunsch ist ein Blutstropfen, der sich ans Leben klammert. Ich bange immer, der Tod könnte mich überraschen, eh' alle erfüllt sind. Drum leb ich so gern."

„Du sprichst immer von dir!“ sagte Georg Michael ärgerlich.

„Ich kann nichts dafür! Wenn ich über etwas rede, muß ich es empfinden. Manchmal kann man nicht hinunterschauen, ohne seine Nase zu sehen, gerade so geht es mir!“

„Nun will ich endlich wissen, was du dir gewünscht hättest!“ sagte Georg Michael ungeduldig.

Die Kleine verschränkte die Arme über die Brust, legte den Kopf auf die Seite und blinzelte ihn aus halbgeschlossenen Augen an. „Die Frau ist schön!“

„Die Frau ist schön, sehr schön!“ sagte Georg Michael.

Sie bog sich lauschend vor.

„Was machst du?“ fragte er verwundert.

„Ich wollte nur hören, ob du dabei geseufzt hast!“

„War doch kein Grund vorhanden.“

„Darüber ließe sich streiten!“ sagte die Kleine. „Wenn ich ‚schön‘ sage, seufze ich gewöhnlich dabei, denn entweder möcht' ich das Ding sein, oder haben.“

„Du hast von der Frau gesprochen!“ sagte Georg Michael kopfschüttelnd.

„Gerade deshalb hättest du seufzen dürfen!“

„Wie meinst du das?“ fragte er schwerfällig.

„Mich dünkt, sie sieht dich gern! Das wirst du wohl leichter verstehen?“ fragte die Kleine spöttisch.

Er bewegte die Kinnbacken, als kaue er einen mächtigen Bissen.

Sein Blick wurde weit und starr.

„Weißt du, was ich mir gewünscht hätte an deiner Stelle? Einen Kuß von ihren lodernden Lippen!“

Georg Michael stand auf und lachte. Er reckte sich und streckte die furchtbaren Arme. „Pah!“ sagte er verächtlich.

„Hast du gar kein Verständnis dafür?“ fragte die Kleine.

Er hob gleichmütig die Schultern.

„O du Dummer!“

„Schweig!“ sagte er ruhig.

„Nein!“ sagte sie. „Du bist zu lächerlich, du stumpfer, armseliger Tropf!“

„Und ich brauchte mir derlei nicht zu wünschen!“ sagte er hochmütig. „Ich habe die Frau schon geküßt!“

„Du lügst!“

„Ich habe sie geküßt!“

„Georg Michael!“ stammelte sie. „Hat sie sich küssen lassen?“

Sie mußte wohl.

„Hast du sie gezwungen?“

„Ja,“ sagte er befriedigt.

„So stehst du über der Frau!“

Er zuckte zusammen.

Sie nickte ihm zu und huschte davon.

Ich habe mein Geheimnis verraten! durchbebte es ihn. „Jorinde,“ schrie er auf, „Jorinde.“

Aber sie kam nicht wieder.

IV.

Da suchte Georg Michael seine Sachen zusammen, schnürte seine Bündel und begab sich zur Frau, seine Schuld zu gestehen.

Nirgends war ein Mensch zu sehen. Georg Michael schritt ungehindert von einem Gemach in das andere. Im Vorzimmer schnarchte die Kammerfrau. Im letzten Zimmer lag die Frau auf dem Diwan und langweilte sich.

„Mit Verlaub!“ sagte Georg Michael und klinkte die Tür auf.

„Georg Michael!“ sagte die Frau verwundert, ohne aufzustehen.

Die Stube war wie ein Glaswürfel, voll von bissigem überlegenem Licht. Rote und gelbe Tulpen blühten in schmalen, bemalten Töpfen. Auf einem ebenholzschwarzen Schränkchen standen zwei kaltblaue Vasen. Ein scharfer, toter Duft stieg aus ihnen auf.

„Ich komme, meinen Abschied zu holen!“ sagte Georg Michael. „Es ist mir sehr gut gegangen und ich war glücklich. Aber ich habe eine schwere Schuld begangen.“

„Schuld?“ fragte spielerisch die Frau. „Das klingt doch wenigstens nach etwas!“

„Man kann sich allenfalls etwas dabei denken." Und dann gähnte sie. „Bücke dich!" sagte sie. „Mir ist mein Andachtsbuch heruntergefallen." Aber das lag weit hinter dem Sofa. Er mußte sich niederknien. Und noch auf einem Knie liegend, reichte er ihr den roten Saffianband.

„Bleib so!" sagte sie hastig. „Georg Michael, du bist ja hübsch!"

„Das sollt Ihr nicht sagen!"

„Glaubst du, ich spotte! Du bist wirklich schön!"

Er sprang zornig auf. „Ich mag's aber nicht hören!"

„Ei bist du so schüchtern?"

„Ich kann nicht leiden, wenn man mir solche Dinge ins Gesicht sagt, als wär' ich ein Hund oder Vogel!"

„Ich glaube, du wirst unartig!" sagte sie lässig, ohne die glasgrünen Augen wegzuwenden.

„Wir wollten dein Vergehen vernehmen?"

„Es ist schwer!" sagte er seufzend.

Sie stand auf, nahm eine gelbe Tulpe, und neigte sich darüber. Lang, schlank schien sie in ihrem weißen Gewand, wie eine byzantinische Heilige. Sie stand im grellsten Sonnenlicht.

„Ich habe Euch verraten, gnädige Frau."

„Sag doch, wie bist du eigentlich so ungehindert zu mir gekommen?"

„Das war kein Kunststück, Ihr seid schlecht behütet!" Und dann öffnete er die Tür.

Die Kammerjungfer schlief ruhig weiter. Hinter ihr dehnten sich die offenen Türen der Gemächer, wie ein nicht endenwollender Schrei.

„Ich sehe!" sagte sie, „eigentlich müßte ich mich fürchten!"

„Jetzt nimmer. Bin ich doch da!"

Sie lachte leise, es war wie ein Schneeflockenstöbern. „Georg Michael, hast du vergessen?"

„Nein," schrie er auf. „Ich habe es dem Küchenmädchen erzählt."

„Dem Küchenmädchen?" stammelte die Frau. Sie setzte sich auf einen winzigen Sessel von chinesischem Lack und streckte die Hände von sich.

Ihre grünen Augen wurden heller und durchsichtiger.

„Jetzt fängt sie wieder zu weinen an!" dachte Georg Michael verzweifelt; „liebe gnädigste Frau!" stammelte er. „Nur nicht weinen, ich kann Tränen nicht vertragen, weil ich mir dann gar so unbedeutend vorkomme, daß ich nichts dagegen zu tun vermag!"

„Wie konntest du es gerade dem Küchenmädchen erzählen?"

„Weiß selber nicht."

„Sie ist deine Liebste!"

„Nein!"

„Du leugnest?"

„Sie steht mir nicht nahe!"

„Elender, du lügst, noch einmal, du lügst! Pfui!" Und dann stampfte sie mit beiden Füßen.

„Ihr habt ein Recht, böse zu sein."

„Diese armselige Kreatur!"

„Der Schmutzfink, das Aschenbrödel."

„Ich gehe ja schon!" sagte er demütig.

„Du brauchst sie nicht zu verteidigen!"

„Meint Ihr Jorinde?"

„Wen wohl sonst?"

„Die kann doch nichts dafür, daß ich ihr die Geschichte erzählte."

„Das ist mir ganz gleichgültig!" sagte die Frau. „Ich muß mir so etwas nicht bieten lassen."

Georg Michaels Atem flog.

„Beruhigt Euch!" sagte er. „Ich habe bloß gesagt, daß ich Euch geküßt habe, nicht wann, noch wo."

„Um so schlimmer!" Sie fuhr sich in das rostfarbene Haar. „Ich möchte euch beide peitschen lassen!"

In Georg Michael bäumte sich der Trotz. „Hört!" stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Hätt' ich auch niemandem von dem Kusse erzählt, gedacht habe ich unzähligemal daran, trotz Euren Verbots!" Er wartete auf etwas Schreckliches. Aber die Frau schwieg ganz still. Sie fuhr sich mit dem Sacktuch über die Augen und lächelte vergnügt, wie ein eigensinniges Kind.

„Ich habe die Erinnerung in dir beschmutzt und zertreten!“ sagte die Frau.

„Das tut nichts!“ sagte Georg Michael trotzig. „Wenn es mir paßt, kann ich sie mein ganzes Leben lang behalten!“

Da sprach sie leise: „Komm her“, und er kam. „Du sollst meines Kusses gedenken, wie einer köstlichen Gabe. Von der du niemandem zu berichten wagst aus Angst, den Neid zu erwecken. Ich sühne deine Schuld!“

Er rührte sich nicht.

„Ich mache dir zum Geschenk, was du dir widerrechtlich genommen hast!“ Sie bot ihm die flackerroten Lippen.

„Wie Ihr befehlt!“ sagte er. Und dann legte er seinen Mund auf den ihren, genau eine Viertelsekunde lang.

„Nun hab' ich dir Seelenzehrung für ein ganzes Leben gegeben!“ sagte die Frau. In Georg Michaels Stirn grub sich schmerzhaftes Denken. Und plötzlich lohte es auf. „Ich habe Euch den Kuß gegeben!“

Es klang wie ein Jauchzen. „Ihr dürft mich nicht küssen, wenn Ihr auch wollt!“

„Ich bin die Frau!“

„Ich aber bin der Mann!“ Die Kraft war stark in ihm. Er schaute sich um in dem zierlichen Zimmer und lachte.

„Sei still!“ stammelte sie. „Du weckst die Kam-

merfrau!" Und dann schloß sie die Augen. Und zitterte. Er legte rechts und links seine Arme auf ihren Sessel und beugte sich dicht über sie. Nun saß sie wie gefangen.

„Du bist schön," sagte Georg Michael. Sie lächelte zaghaft. „Bleib so!" sagte er hastig. „Du bist — Du bist wunderschön!" Sie rührte sich nicht, nur das Lächeln wuchs, wurde befriedigter, strahlender. „So schön! So schön! O dieses Glück!"

„Warum freut dich das so sehr?" sagte die Frau.

„Weil's mir gehört!"

V.

Man hatte Gäste im Haus, sie waren ganz unvermutet am Abend gekommen. Winterbesuch! Nachtmahlgäste! Die brachten die schönste Schneeluft mit. Es lief einem ordentlich kalt über den Rücken. Sie schienen sehr erfreut über ihr Kommen und verlangten von dem Hausherrn dasselbe. Man rechnet Gastfreundschaft nicht umsonst zu den Tugenden. Sie kamen in Schlitten und Wagen. Georg Michael hob die feingliederigen Damen herab und klopfte den Pferden die Hälse. Schneeflocken hingen an seinem blonden Bart. Jede Bewegung war machtvoll selbstgeleitet. Da war keine, die ihn nicht mit einem heimlichen Blick gestreift hätte. Und die Herren vergaßen ihm ein Trinkgeld zu reichen. Die Küche hatte es gnädig. Das ist

allemal, wenn die Ausläufer der überfeinerten Kultur sich treffen.

„Habt ihr den jungen Mann gesehen?“ fragte das Obermehlspeisküchenmädchen. „Den jungen Mann mit den lustigen braunen Augen und dem winzigen Schnurrbart. Er ist der Hübscheste von allen!“

„Ja er ist der Allervornehmste!“ sagte das Untersalatputzmädchen.

Die kleine Jorinde klapperte mit dem Geschirr so verdächtig laut, als sie nur konnte. Aber niemand achtete darauf. „Ach!“ sagte sie ganz laut.

„Was hast du?“ fragten die andern.

„Nichts!“ sagte sie und bemühte sich rot zu werden.

„Er spielt herrlich Klavier!“ sagte jemand. „Die Damen treiben es toll mit ihm!“

„Ich habe solches Herzklopfen!“ sagte die kleine Jorinde kläglich.

„Das kommt vom Gebücktsitzen!“ meinte die Faschiermagd.

„O nein!“ sagte die kleine Jorinde heftig. „Ich habe immer Herzklopfen, bei Tag und bei Nacht. Und gestern, ja denkt nur, hab' ich mir einen Strumpf verkehrt angezogen, so zerstreut bin ich!“

„Geschwätz!“ brummte der Koch.

„Und es ist doch so!“ sagte die kleine Jorinde zornig. „Ich schlafe kaum und lasse das beste Essen unberührt.“

„Du bist sicher bleichsüchtig," meinte die alte Spülmagd.

„Gott behüte, sie ist verliebt!" kicherten die Mägde.

„Ja, das bin ich!" sagte die kleine Jorinde. Und ihr Stimmchen zitterte.

„Mit sechszehn Jahren!" sagte die Alte kopfschüttelnd.

„Sie ist verrückt!" schrien die anderen.

„Und ich bin doch verliebt!" sagte die kleine Jorinde. „Ich fühle es ganz deutlich."

„In wen denn!" fragte der Koch.

„In den jungen Herrn mit den braunen Augen."

„Der!" schrien die Mädchen. „So eine Unverschämtheit, der schaut dich doch nicht einmal an!"

„Das macht nichts!" sagte die kleine Jorinde. „Ich liebe ihn!"

„Das erzählt man doch nicht aller Welt!" sagte die Alte.

„Sie sollten aber daran glauben. Ich liebe ihn, ich liebe ihn!"

„Du hättest dir lieber den Stallknecht aussuchen sollen!" sagte der Koch.

„Was tät ich mit dem!"

„Dann hätte deine Liebe wenigstens Berechtigung!"

„Die hat sie; habe ich mir nicht den Schönsten gewählt?"

„Wenn ein anständiges Mädchen von Liebe spricht, so denkt sie ans Heiraten!"

„Ich will aber nichts als ihn lieben!"

„Pfui wie lasterhaft!"

„So jung und schon verdorben!"

„Ihr versteht mich nicht!" sagte die kleine Jorinde traurig.

„Natürlich!" schrie der Chor erbost, „weil du gar so entsetzlich klug bist!"

Jorinde setzte sich schweigend neben die alte Spülmagd und starrte vor sich hin.

„Vielleicht ist alles Einbildung!" sagte die Alte begütigend.

„Nein," sagte Jorinde verzweifelt. „Spürst du denn nicht, daß du mir weh tust? Du willst mir ja etwas nehmen!"

„Wie oft hast du ihn denn gesehen?" fragte die Alte.

„Vier oder fünf mal. Das erstemal stand ich dicht bei ihm und sah ihm gerade ins Gesicht."

„Und die anderen Male?"

„Da sah ich ihn nicht so deutlich!"

„Warum?"

„Weil — weil ich die Augen zugemacht habe. Ich hatte erschreckliche Angst, er würde vielleicht nicht mehr so schön aussehen."

„Was täte das?"

„Dann könnt ich ihn ja nicht mehr lieben!" sagte die kleine Jorinde leise.

VI.

Im Zimmer langweilten sie sich. Drum sprachen sie vom Leben. Im allgemeinen natürlich. Aber jeder meinte sich selbst. Das war gerade das Amüsante. Und deshalb wurden sie heute beim Philosophieren so hitzig. Der junge Mann mit den schönen braunen Augen saß am Klavier und spielte Zigeunerlieder. Die Frau saß daneben und träumte.

„Jetzt fühle ich Ihre Seele, gnädige Frau!" sagte der junge Mann zwischen dem Spielen.

„Sie sind ungeheuer anmaßend!" sagte die Frau.

„Ich glaube, ich kenne Sie sehr genau!" meinte er.

„Wirklich?" sagte die Frau beleidigt. „Sie sind sehr eingebildet."

„Ich möchte wissen, warum alle Menschen böse werden, wenn man sie zu kennen behauptet!" meinte der junge Mann treuherzig.

„Weil das Durchschauen nicht so leicht ist!" sagte die Frau gekränkt.

„Ja, das bilden sich viele ein! Bei Ihnen ist mir das Bekanntwerden nicht schwer gefallen. Sie sind ja immer in meiner Nähe, wenn ich spiele. Jeder Ton ist eine blanke Sonde, damit fahr ich über Ihre weiße glatte Haut."

„Pfui, jetzt werden Sie unanständig," sagte die Frau.

„Sie haben ein außerordentliches Feingefühl,

gnädige Frau!“ sagte der junge Mann ehrerbietig. Dann sprach er weiter: „Anfangs spüren Sie nichts als ein angenehmes Prickeln. Aber irgendwo gibts doch ein Ritzchen! durch das dringen die Töne gerade ins Herz, denn das liegt an allen möglichen Stellen. Ich merk es sofort! Sie zucken zusammen und lauschen und lauschen! Nach dem Charakter des Stückes beurteile ich den Charakter der Hörer!“

„Wie haben Sie es angestellt, früher meine Seele zu fühlen?“

„Es hat mich kühl angeweht.“

„Wie dünkt Ihnen meine Seele denn, wenn man fragen darf?“

„Ein feines, zartes, bleichsüchtiges Ding. Mit einer entsetzlichen Scheu vor allem Blut.“

„Sehen Sie, daß Sie mich nicht kennen!“ sagte die Frau triumphierend.

„Pah!“ sagte er. „Sie kommen bei allen Schmachtstücken in Ekstase. Das tun alle Leute, die keine innere Wärme haben!“

„Sie lieben Paradoxe!“

„Sie wohl auch! Gnädigste!“

„Woher wissen Sie das?“ stammelte sie verwirrt.

„Musik füllt immer eine leere Stelle in uns. Drum freuen sich die Leute unbändig, wenn's plötzlich klingt und rasselt, wo's bisher still war. Deshalb lieben auch alle gefühlsschwachen Menschen sentimentale Stücke.“

„Sie verstehen meine Seele nicht im geringsten!"

„Doch. Ihre Seele ist ein niedliches Ding, das sich manchmal einen kleinen Schnurrbart aus Kohlenruß macht, um die Leute zu schrecken, aber am meisten selbst zusammenfährt, wenn es sich zufällig im Spiegel erblickt."

„Sie sind ein schlechter Menschenkenner, mein großer Herr Musiker!"

„Das ist das größte Paradoxon!" sagte der junge Mann. „Haben Sie noch nie bemerkt, wie wichtig sich die Menschen gebärden, wenn Musik gemacht wird? Mit welcher Grandezza sie sich bewegen? Dressierte Affen! Da merkt man's."

Von ihrem Mund fiel halb widerwillig ein Lächeln. So trennt sich ein Blatt aus dunkelrotem Rosenkelch.

„Aber von mir haben Sie eine falsche Meinung!" sagte sie beharrlich.

„Die allerbeste, gnädige Frau!"

„Sie ist aber falsch!" sagte sie und ihre Wangen brannten.

„Das müßten Sie mir erst beweisen!"

„Spielen Sie ganz laut!" sagte sie atemlos.

Sie zog ihren Sessel noch näher.

„Ich habe meinen Stallknecht geküßt!"

„Der Kohlenschnurrbart, gnädige Frau!" sagte er lächelnd.

„Aber ich habe mich von ihm küssen lassen."

„Das ist eine Geschmacksangelegenheit. Auf der=

gleichen selbständige Handlungen bilden sich die Menschen am meisten ein. Ich habe Leute mit tugendhafter Verachtung behaupten gehört, sie äßen Spinat nicht gern, und andere mit Ueberlegenheit das Gegenteil aufstellen."

„Wir sind nicht beim Küssen geblieben."

„Ich fürchte, wir werden unpassend!" sagte der junge Mann. Und dann schloß er den Klavierdekkel. Er ging quer durch das Zimmer, und leuchtete den Hausherrn mit seinen lustigen Augen an. „Sie haben einen famosen Stallknecht!" sagte er.

„Sind Sie verrückt?" murmelte die Frau.

„Ich dächte, das wäre Ihre Meinung," sagte der junge Mann harmlos.

„Es geht an!" sagte der Herr bescheiden, und lächelte geschmeichelt. „Er ist in seiner Art ein ganz bemerkenswerter Bursche. Er besitzt eine geradezu unglaubliche Kraft."

„Rufen Sie ihn doch herauf, daß er ein paar Kunststückchen zum besten gibt," sagte der junge Mann.

„Ja, rufen Sie ihn!" schrien die Damen. „Was für eine hübsche Abwechslung! Wie interessant! Man muß dem Volk Anteil zeigen."

„Unmöglich!" sagte die Frau.

„Er — Er riecht ja nach dem Stall!"

„Die gnädige Frau hat so reizbare Sinne!" sagte der junge Mann artig.

„Ich lasse ihn kommen!“ entschied der Herr.

„Hören Sie!“ flüsterte die Frau. „Was ich vorhin erzählt habe, ist alles nicht wahr!“

„Ganz richtig!“ sagte der junge Mann.

„Wie meinen Sie?“ fragte die Frau verblüfft.

„Ich habe mir's gleich gedacht!“

„Und haben sich wieder einmal getäuscht!“ sagte sie höhnisch.

Georg Michael lehnte blinzelnd in der Türe, das grelle Licht stach wie Dolche.

„Georg Michael!“ sagte der Herr. „Ich habe von deiner märchenhaften Kraft erzählt. Nun sollst du ein Probestück liefern.“

Die Schultern der Frau zuckten. Wie eine Spinne kroch es ihr über den Rücken.

„Sehen Sie, daß Ihre Seele anämisch ist?“ sagte der junge Mann.

„Warum?“ fragte sie mechanisch.

„Weil Sie schaudern, wenn Ihnen warm werden sollte.“

„Ich habe doch soeben alles für Erfindung erklärt. Sie unverbesserlicher Rechthaber!“

„Darf ich Ihnen mein Riechfläschchen anbieten, gnädige Frau?“ sagte der junge Mann liebenswürdig. „Es ist wegen der Stalluft.“

„Was befehlt Ihr, daß ich vollbringen soll?“ fragte Georg Michael.

„Besteht deine Stärke im Gehorchen?“ sagte der

junge Mann und trat dicht vor ihn hin. „Dann halte ich dich nicht für sehr beweiskräftig."

„Will man sich über mich lustig machen?" dachte Georg Michael zornig.

„Georg Michael, du sollst uns deine Kraft zeigen," sagte der Herr. „Das Wie bleibt dir überlassen. Mach' uns keine Schande!"

Da faßte Georg Michael den jungen Mann behutsam mit zwei Fingern beim Kragen und hob ihn gelassen in die Höhe, und stellte ihn sachte nieder.

„Ausgezeichnet!" sagte der junge Mann und schüttelte sich.

„Das war eine schwerwiegende Antwort! Für dich hat wohl jeder eine kleine Schwäche!"

„Ausgezeichnet!" schrien die anderen und applaudierten. Man war freudig erregt, wie gewöhnlich, wenn keiner einen besonderen Anlaß dazu gab.

„Ich bin mit dir zufrieden!" sagte der Herr gnädig, „das hast du gut gemacht." Er reichte ihm ein gefülltes Weinglas. Georg Michael nahm es schweigend und leerte es bis auf den Grund.

„Auf wessen Wohl hast du getrunken?" fragte der junge Mann.

„Auf meines!" sagte Georg Michael.

„Wie patriotisch!" sagte der junge Mann. „Solche Bürger muß man erhalten."

„Darf ich jetzt gehen?" fragte Georg Michael.

„Ja," sagte die Frau so laut und hastig, daß sich alles umwandte.

„Die gnädige Frau hat Angst!" lächelte der junge Mann.

„Angst?" Die anderen schüttelten sich vor Lachen.

„Ja, wo vor denn?" Nein, das war zu spaßhaft.

„Meine Herrschaften," sagte der junge Mann. „Haben Sie im Zirkus nie ein leises Gruseln empfunden, wenn der Löwenkäfig hereingeschoben wird?"

Man amüsierte sich über den drolligen Vergleich.

„Ich finde, das Zimmer gleicht einer Arena," sagte der junge Mann.

„Hier sind doch keine wilden Tiere!" sagte jemand.

„Aber sehr viele schöne Frauen!" sagte der junge Mann und verbeugte sich.

„Man sollte Kraft ehren wie ein anderes Talent!" sagte eine zartbesaitete junge Frau.

„Denkt an die griechischen Spiele. Ich schlage vor, Georg Michael mag eine Stunde lang den Ehrenplatz neben der Hausfrau an der Tafel einnehmen."

„Es sei!" sagte der Herr.

„Ich möchte lieber nicht!" sagte Georg Michael unbehaglich.

„Reiche der Frau den Arm!" befahl der Herr.

Die Frau atmete hörbar. „Was soll die Komödie?“ stieß sie zwischen den Zähnen hervor.

„Liebes Kind!“ sagte der Herr ruhig. „Dergleichen Idiosynkrasien muß man überwinden!“

Und dann saßen Stallknecht und Frau nebeneinander. Gerade unter dem Kronleuchter.

„Ein schönes Paar!“ sagte der junge Mann.

„Wie können Sie nur von ‚Paar‘ reden!“ flüsterte seine Nachbarin.

Der junge Mann hob gleichmütig die Schulter: „Es paaren sich oft die größten Gegensätze!“

„Sie sind ein schrecklicher Mensch!“ sagte sie. „Von Ihnen kann man alles erwarten.“ Und dann rückte sie noch näher.

Georg Michael aß und trank ohne Unterlaß.

„An was denkst du?“ sagte die Frau.

„Es ist doch etwas Besonderes um die Herrschaftskost.“

„Ich wußte, daß du auf den Geschmack kommen würdest!“

„Sagt!“ sprach Georg Michael zwischen dem Kauen. „Was meinte das Frauenzimmer früher, als es von der Kraft redete?“

„Sie meinte, der Starke habe ein Recht auf das Beste und Schönste.“

„Weil er sich's nehmen kann?“

Und plötzlich fuhr er in die Höhe. „Weil er sich's nehmen kann, — ja?“

„Eben deshalb!“ nickte die Frau zerstreut.

„Kennst du diesen Krug?“ fragte sie. „An ihm hast du zuerst hier deine Kraft bewiesen!“

„Und durfte dafür im Stall bleiben; weil ich heute einen ruppigen Jungen ein bißchen geschreckt, darf ich an der Tafel sitzen. Das ist eigentlich sonderbar.“

„Es hat's keiner so aufgefaßt,“ sagte die Frau und lachte nervös. Sie nahm den Weinlaubkranz von dem Krug und drückte ihn Georg Michael ins blondmähnige Haar. „Preis dem olympischen Sieger!“

„Wie lange dauerts noch?“ fragte Georg Michael.

„Noch eine halbe Stunde.“

„Wenn ich jetzt schnell eine neue Tat vollbringe, glaubt Ihr, daß man mir die Frist verlängert?“

„Befrag' deine Kraft!“

„Wenn es etwas Gewaltiges, Großes wäre? Vielleicht brauchte ich dann nie mehr zurück in den Stall!“

„Vergißt du den Herrn?“

„Der kann sich einen Stallknecht suchen!“

„Tischgenossen hat er genug.“ Sie nippte an ihrem Glase.

„Jetzt seh ich Euch zum ersten Male rot“, sagte Georg Michael. „Ist das der Wein?“

„Nein, das ist das Blut!“ sagte sie klar und sah ihn fest an.

Er stieß einen dumpfen Laut aus und fuhr sich mit beiden Händen an die Schläfe.

„Was ist dir?" fragte die Frau.

„Nichts," murmelte er unsicher. „Mir schwindelte."

„Macht das der Wein?" fragte die Frau.

„Ich glaube, das macht das Blut", sagte Georg Michael. „Es kam und ging. Mir wars, als wüßte ich die Tat. Nun hab ich sie wieder vergessen."

„Nur nicht darüber nachdenken," sagte die Frau. „Das schadet großen Taten, die kann einem nur der Augenblick eingeben."

Er seufzte.

„Freue dich, freue dich, Georg Michael," sagte die Frau. „Freue dich, so sehr du kannst, deine Stunde wird gleich um sein."

„Die Tat, die Tat", stöhnte Georg Michael.

Der Herr sah nach der Uhr an der Saalwand. „Georg Michael," sagte der Herr mahnend.

Georg Michael erhob sich schwankend. Mit beiden Händen klammerte er sich an die Tafel. Seine Augen rollten. „Was tu ich nur," sagte er verzweifelt. „Soll ich da alles mit einem Ruck zerschmettern?" Er machte ein paar Schritte gegen den Herrn und wollte noch um einige Minuten bitten. Nur solange, bis ihm etwas einfiel.

„Herr," begann er.

„Schon gut," sagte der Herr und winkte vornehm mit der Hand.

„Nur ein paar Minuten. Nur ein paar Minuten," dachte Georg Michael verzweifelt. „Wenn der Herr," da durchfuhr es ihn wie ein Schwert. Die Tat! Die Tat! Und lachend schwang er die Faust. Schmetternd ließ er sie niedersausen. Fällend traf sie die Stirne des Herrn. Schreiend drängten sich die Gäste zur Türe hinaus.

„Er ist tot," sagte die Frau und richtete sich auf.

„Ihre Stimme klang spröd und hell. Sie fröstelte bei dem gleichgültigen Klang. „Meine Seele ist blutleer. Er hat recht," dachte sie und dann seufzte sie tief auf. „Georg Michael, du hast den Herrn erschlagen!"

„Ich weiß es", sagte er stolz. „Nur mit der bloßen Faust."

„Hast du es gewollt?"

„Nein, es ist mir nie eingefallen und doch war es das einfachste!"

„Entsetzlich einfach," seufzte die Frau. „Er war dir nie ein böser Herr. Freut es dich, daß er tot ist?"

„Nein," sagte Georg Michael. „Aber ich freue mich, daß ich ihn erschlagen. Es war ein Meisterstück."

„Keiner hats gewagt, dich zur Rechenschaft zu ziehen, alle hast du bezwungen. Glaubst du, jetzt selbst Herr sein zu können?"

„Fällt mir gar nicht ein," sagte Georg Michael überlegen. „Jetzt gehe ich nach Hause und erzähle

jedem, was ich geleistet. Sie haben immer über mich gelacht. Hei! Wie werden sie staunen!" und dann ging er.

VII.

Der Frost sprang ihm hinterrücks in den Nacken und ließ sich huckepack tragen. Er kniff ihn in die Backen, und zog ihn an den Ohren, daß Georg Michael zu laufen anheben mußte. Verwundert starrten die sonntagsstillen Häuser. Jedes Haustor war eine offene Frage. Da stand in einer stockfinsteren Seitengasse ein altes Wirtshaus, das schien Georg Michael gerade für die erste Rast geeignet, denn der Atem wurde ihm knapp. „Guten Abend", grüßte er artig und trat schlankweg ans Herrentischchen.

„Guten Abend", knurrte es entrüstet zurück. Drinnen stritt man für das Heil des Vaterlandes. An einem Tische saß ganz allein ein freundlicher alter Mann mit verblaßten blauen Augen und lauschte und lächelte.

„Warum schreien die alle so?" fragte Georg Michael und setzte sich neben ihn.

„Sie politisieren," sagte der alte Mann.

„Das ist wohl etwas sehr Wichtiges," sagte Georg Michael.

„Die sich damit befassen, sind jedenfalls privilegierte Wichtigtuer," sagte der alte Mann.

Er lachte, bis er hustete.

„Was ist das eigentlich, Politik?“ fragte Georg Michael.

„Ein Hauptwort“, sagte der alte Mann. „Und politisieren ist ein Zeitwort, manchmal auch ein Hilfszeitwort.“

„Ach Gott“, sagte Georg Michael erschreckt, „hat denn das etwas mit der Grammatik zu schaffen?“

„Zuweilen“, sagte der alte Mann.

„Dann muß es ja furchtbar schwer sein, zu politisieren,“ meinte Georg Michael ehrfurchtsvoll.

„Nur mitunter,“ sagte der alte Mann — er zog ein großes gelbes Sacktuch aus der Tasche und schleuderte einen Bogen weißes Papier heraus. Es war beschrieben. Georg Michael hob es auf und buchstabierte mühsam: „Frühlingslieder“.

„Jetzt im Winter?“ fragte er verwundert.

„Gerade im Winter,“ nickte der alte Mann und lächelte sonderbar. „Wir Dichter sind ja Propheten.“

„Ihr seid ein Dichter?“

„Ja,“ sagte der alte Mann heftig und steckte das Papier wieder ein, „auf die Qualität kommt's beim Schreiben an, nicht auf die Quantität!“

„Was habt Ihr denn alles geschrieben?“ fragte Georg Michael herablassend.

„Eine einzige Geschichte, aber die war so schön, daß ich nie mehr gewagt habe, eine zweite zu veröffentlichen, aus Angst, sie könnte die Leute in ihrem Glauben an mich enttäuschen.“

„Politisieren ist wohl nützlicher, als Dichten?" fragte Georg Michael.

„Natürlich," lächelte der alte Mann. „Es hat einen weit praktischeren Wert."

„Dann aber verzeiht, wenn ich mich zu den anderen setze," sagte Georg Michael, „ich möchte gerne etwas profitieren." Und er nahm sein Glas.

„Sie sind wohl ein Volksvertreter?" fragte einer der Herren.

„Warum denn," meinte Georg Michael schüchtern.

„In dieser Hinsicht habe ich einen untrüglichen Scharfblick," sagte der andere befriedigt und musterte Georg Michaels Kleidung. „Sie mögen ungeniert in unseren Kreis treten. Ich respektiere jede fremde Meinung, solange sie sich in den gebührenden Grenzen hält."

„Ich habe eigentlich gar keine Meinung!" sagte Georg Michael.

„In der Tat?" fragte ein aufgeregter Mensch mit grauem Backenbart. „Warum wollen Sie von dem höchsten nationalen Gut, eine Meinung haben zu dürfen, keinen Gebrauch machen? Der ärmste Bürger kann mit Stolz ausrufen: Ich besitze nichts — doch verfüge ich über eine selbständige Meinung, die mir mein gnädigster Landesherr erlaubt hat!"

„Amen!" riefen die andern freudig.

„Ich habe bis jetzt keine Zeit gehabt, mich mit

dergleichen zu befassen!" sagte Georg Michael beschämt.

„Niemand darf sich von den kleinlichen Geschäften des Alltags so ausschließlich einnehmen lassen! Eine Stunde des Tages muß jedem übrigbleiben, seine Stimme für das Vaterland einzusetzen."

„Was Ihr da beschließt, wird wohl Gesetz, meine Herren?" fragte Georg Michael.

„Nein," sagte ein dritter. „Wir beschäftigen uns nur mit schon gegebenen Gesetzen."

„Vernünftige Menschen reden nur über reale Dinge!" sagte stolz der erste.

„Ja, wer seid Ihr eigentlich, meine Herren?" fragte Georg Michael.

„Wir sind das Volk!" rief der graubärtige Mann.

„Das heißt das bessere!" warf ein Glattgescheitelter ein.

„Sie müssen wissen!" sagte der erste. „Das Volk bildet zwei Parteien. Die eine nimmt in stumpfem Gleichmut, was von oben kommt, die andere übt das Recht der freien Kritik, verstehen Sie den Unterschied?"

„So ziemlich!" sagte Georg Michael.

„Wir sind gewissermaßen die Erhalter des Staates!" trompetete der Graumelierte. „Durch die fortwährenden freiwilligen Ausbrüche unserer Maschine verhüten wir die Spannung, die zu einer Explosion führen könnte!"

„Wir lassen uns nicht imponieren!" sagte der Glattgescheitelte. „Und wenn man sich auf den Kopf stellt!"

„Wie verhalten Sie sich zu den sogenannten Herrengrundsätzen?" fragte der Graue.

„Ich habe meinen Herrn erschlagen!" sagte Georg Michael und stand auf.

„Ach! Sie sind ein Radikaler!" sagte der erste.

„Sie verstehen sich treffend auszudrücken!" lächelte der Glattgescheitelte.

„Die Herren nennen die Sache spaßhaft?" fragte Georg Michael verwundert.

„Ich nehme Umstürzler nie ernst!" pustete der Graue.

„Gott befohlen!" sagte Georg Michael gekränkt und nahm seinen Hut.

„Am Ende habe ich wirklich gar nichts Besonderes getan," dachte er betrübt.

Da sprengten zwei daher, die hatten es so eilig, daß sie nichts sahen und hörten.

„He!" riefen sie im Vorbeirasen. „Hast du vielleicht einen Mörder gesehen?"

„Wie sieht er denn aus?" fragte Georg Michael.

„Das wissen wir nicht. Die Hauptsache ist, er hat seinen Herrn erschlagen!"

„Das kann nur ich sein!" sagte Georg Michael, „ein zweiter bringt das nicht zuwege!"

Sie zögerten!

„Ich sage die volle Wahrheit,“ beteuerte Georg Michael.

„Ein Mörder sagt nie die Wahrheit,“ meinte der eine.

„Das müßte schon ein ganz verstockter Sünder sein,“ sagte der andere.

„Auf jeden Fall nehmen wir ihn wegen Irreführung mit!“ entschieden sie. Und dabei blieb es. Sie banden ihm die Hände und stießen ihn vorwärts.

„Was geschieht denn eigentlich jetzt mit mir?“ fragte Georg Michael ängstlich.

„Wenn du der Richtige bist, wirst du gehängt.“

„Ich habe weder gestohlen noch geraubt.“

„Du hast deinen Herrn umgebracht!“

„Meine Kraft hat ihn zerschmettert!“

„Das ist gerade das Arge,“ sagten sie. „Nun müssen alle vor dir zittern.“

„Zittern!“ jauchzte er auf. Ein unnennbares Freudegefühl packte ihn. Er reckte die Arme und die Fesseln zerrissen wie Zunder.

„Was unterstehst du dich?“ riefen sie erbost.

„Ich glaube, er ist es wirklich,“ stammelte der eine.

„In solchen Dingen muß man vorsichtig sein, es handelt sich um Menschenleben,“ meinte der andere. Und plötzlich waren sie verschwunden. —

„Guten Abend!“ sagte Georg Michael schüchtern und öffnete verlegen lächelnd die väterliche

Tür. Es stand und lag alles genau auf dem Platz, wo er es verlassen hatte. Das schien Georg Michael lächerlich und beklemmend zugleich. Er legte die Hand über die Augen, ihm wurde schwindlig zumute.

„Sieh da, die Ueberraschung," sagte der Vater seelenruhig.

„Wie geht es dir denn immer?" fragte die Mutter.

„Ich dank' euch," stammelte Georg Michael, „ich wollte nur nachsehen, was Ihr macht."

Es entstand eine Pause. Georg Michael betrachtete den schwachen alten Mann. Das war sein Vater, für ihn der Inbegriff alles Furchterweckenden. Die Frau, die er mit einem Finger umstoßen konnte, hatte ihn unzählige Mal unbarmherzig geschlagen. Und er hatte sich wehrlos gedünkt. Warum nur? War das alles nicht entsetzlich widersinnig? Wie ihm die Erkenntnis nach dem Hirn tastete! Wie die Spitze des mörderischen Dolches nach dem Sitze des Lebens. „Mir ist so bange," sagte er kläglich.

„Hast du etwas angestellt?" fragte der Vater. In Georg Michaels Kehle schlich sich ein kleines Lachen über den gestrengen Ton. Er fühlte es emporstreben mit tausend kleinen Krabbelfüßchen, nicht zum Aushalten. Er rauschte ihm über die Lippen und stieß gegen die Wände wie eine Fledermaus.

„Ich bitte um Entschuldigung!" sagte er, „aber

ich glaube, ich bin wirklich nicht ganz wohl. Könnte ich vielleicht ein Glas Wasser haben?" Die Mutter brachte es ihm und betrachtete ihn kopfschüttelnd.

„Du mußt dem Pfarrer und dem Bürgermeister deine Ankunft melden," sagte der Vater.

„Ja, ja," murmelte Georg Michael und dann dachte er an den feisten kleinen Pfarrer und an den wackligen Bürgermeister. Er sah plötzlich alle Menschen, wie sie Gott geschaffen. Da erschrak er entsetzlich und meinte, er wäre verrückt. Er stand auf und ging zur Türe hinaus.

Er ging zurück in die Stadt und ließ sich hängen.

Zwei Fräulein im Garn

Ich weiß eine ganz verwunschene und sehr spaßige Geschichte von zwei klugen, feinen Fräulein, die ein altes Bauernweibele an einem Sommernachmittag verhext hat.

Wenn ich von zwei Fräulein spreche, so ist das eigentlich unrichtig. Denn die eine, sie hieß Clair v. Bieberach und trug an diesem Nachmittag einen großen schwankenden Florentiner, war durchaus kein „Fräulein" mehr. Aber in dem feinen Räderwerk ihrer Seele hatten die sorgsamen Hände des Gatten kein einziges Rädchen aus dem Gang gebracht. Er war ein Tiftler und Bastler und verstand es, fein säuberlich mit komplizierten Mechanismen umzugehen, aus kopfschüttelnder Freude an dem schnurrigen Gefüge.

So kam es, daß trotz ihrer Ehe die Clair v. Bieberach von vielen für ein Fräulein gehalten wurde, und manchmal hielt sie sich selber für eins. Schließlich — warum soll man eine zierliche junge Frau nicht „Fräulein" nennen dürfen?!

Das wirkliche Fräulein war ihre Freundin. Hübsch waren sie alle beide.

Weil nun gerade von Zauberei die Rede ist, so muß ich euch sagen, daß alle Geister und Geisterchen an einem heißen Sommernachmittag weitaus

kräftiger und zaubergewaltiger sind als in der sternkühlen Nacht.

Ich meine natürlich meine lieben Verwandten, die Wiesenkobolde und Waldwichtel, das ganze elbische Volk, das sich auf Huflattich hutscht, in der Ackererde wälzt und den Samen nascht, zwischen Wolken sich bettet und auf Sonnenstrahlen reitet. Ich meine stumpfnasige, rotbackige Gnomen und Hutzelmännchen und keineswegs blasse Friedhofsgespenster oder Alben mit grasgrünen Augen und brennroten Lippen.

Diese Geschichte spielt in Tirol und ging in ihrer Hauptsache in einem kleinen Oertchen zwischen Innsbruck und dem Ende der Welt vor sich.

Aus dem Namen dieses kleinen Ortes können Ohren, die sich aufs Lauschen verstehen, Bienensummen heraushören und Leckermäuler Honig riechen. Ich mag das Städtchen nicht nennen, um die Geisterchen und die Bauernhexe nicht zu ärgern. Ihr aber braucht euch nicht aufs Raten zu verlegen, denn ich denke es mir schrecklich peinlich für ein friedsames, verschlafenes Oertchen, plötzlich berühmt zu werden.

Die Frau trabte mit ihrer Freundin von einem anderen Tiroler Nest herüber. Dorthin hatte die feingliederige Clair v. Bieberach vor nicht allzulanger Zeit geheiratet, und die Freundin war ihr lieber Gast: der erste in ihrer Ehe.

Nun stiegen die zwei Fräulein also an diesem gottgesegneten Nachmittag in den Zug.

Herr v. Bieberach gab das Abfahrtssignal, denn er war Bahnbeamter, was bei solchen Gelegenheiten ganz imponierend wirkt. Clairs wundervoller Florentiner schwankte zum Kupeefenster hinaus und überschattete den ganzen Perron mit Großstadtsehnsucht und schwüler Eleganz. Aber die Berge standen trotzig Schildwach und wehrten den Wünschen.

Herr v. Bieberach lächelte resigniert wie immer, wenn er einen Zug in die bunte Welt hinausschickte, und die beiden Damen rollten ihrem Abenteuer entgegen.

Sie wollten eine Bauerndoktorin in dem Bienenstädtlein besuchen. Die verstand es, Karten zu legen und besaß einen gewaltigen Ruf. Es war aber nicht, wie man meinen sollte, das Fräulein, sondern die Frau, die darauf brannte, ihre Zukunft zu erfragen.

„Was braucht eine verheiratete Frau so neugierig zu sein?" dachte kopfschüttelnd der Herr v. Bieberach, als Zug und Florentiner entschwunden waren.

„Wenn es ihr Spaß macht!" entschied weichzärtlich der nächste Gedanke.

„Ich fürchte mich," sagte gerade des schlanken Fräuleins zarte, liebe Stimme.

„Schäme dich!" sprach ganz tief und dunkel

Clair v. Bieberach. Sie ärgerte sich immer, wenn sich jemand in ihrer Gegenwart fürchtete.

„Wovor denn?“ fragte sie nach einer Weile.

„Vor der Wahrsagerin!“ seufzte das Fräulein.

„Das ist nicht wahr!“ zürnte die Frau, „du fürchtest dich ganz einfach vor der Zukunft!“

„Ja! Ich fürchte mich vor der Zukunft,“ gab das Fräulein trotzig zu.

„Ich nicht!“ triumphierte Clair v. Bieberach. Und die Sonne erglänzte vor Freude über so viel Courage, und der Wind schoß wie ein Sturmvogel zum Fenster herein und umarmte die junge Frau.

„Du hast es leicht,“ schmollte das Fräulein. „Du bist wenigstens schon verheiratet!“

„Deswegen habe ich doch auch eine Zukunft!“ ereiferte sich Clair.

Nun, wen es interessiert, der kann es ja erfahren: Frau v. Bieberach hat es wirklich und wahrhaftig durchgesetzt, eine Zukunft zu haben. Die ging immerzu bergan, und Clair und ihr lieber Mann haben sich an vielen Steinen blutig gestoßen. Aber davon erfuhr die Frau an diesem Sommertag nichts.

Es fuhr noch jemand mit demselben Zug nach dem gleichen Ziel. Das war ein junger Landarzt. Er hatte sich in dem Bienenheim niedergelassen und lebte in heller Fehde mit der Bauerndoktorin, weil sie ihm alle Patienten wegkurierte.

Beim Aussteigen schüttelte er ärgerlich erstaunt

den dicken Bauernschädel über Clairs Florentiner. Und auch hier erfreute sich der ganze Bahnhof an dem Riesenhut. Er war übrigens gar nicht so übel, der junge Landarzt.

Auf dem Perron spazierte ein blütenfrisches altes Weiblein, in ein Umschlagtuch gewickelt; blinzelte listig aus blauen Augen und rauchte wahrhaftig — — eine Zigarre.

„Können Sie mir sagen, wo die Bauerndoktorin zu finden ist?" fragte Clair den Briefträger.

„Nein!" grinste der Mensch und tauschte einen lachenden Blick mit dem Landarzt.

„Der weiß es bestimmt!" entschied Clair und trat entschlossen vor den Doktor hin: „Können Sie mir vielleicht sagen — — —!"

„O gewiß!" unterbrach er sie grimmig, „dort steht sie, mein Fräulein!" Er wies auf das Weiblein.

„Danke!" sagte Clair hochmütig und trat an das Weiblein heran.

„O bitte sehr!!" schrie ihr der Doktor in losbrechendem Hohn nach.

„Sind Sie die Bauerndoktorin?" begann Clair.

„Nein!" schüttelte das Weiblein. „Der Doktor steht eh dort!" und schnellte einen listigen Blick nach ihrem Gegner; der plauderte eifrig mit dem Stationsvorstand.

„Ich habe gehört, Sie können so gut Karten legen!" schmeichelte Clair.

„Ist alles nicht wahr!“ leugnete die Schelmin.

„Doch!“ drängte Clair, „Sie haben denen in Wiesering genau gesagt, wer das Geld aus der Gemeindekasse genommen hat!“

„Und die haben den Dieb laufen lassen!“ schmunzelte die Bauernhexe.

„Wir tätens nicht!“ versprach das Fräulein.

„Söll glab' i woll!“ nickte das Herlein und maß mit gnädigem Wohlgefallen Fräulein und Frau, „aber euch wird ja wohl nichts gestohlen worden sein?“

„Nein!“ sagte das Fräulein.

Nun, die Spitzbübin war zum Kartenaufschlagen nicht zu bewegen; übrigens wartete sie auf den nächsten Zug.

Die Damen beschieden sich seufzend und wanderten hinein in den sonnigen Ort, um die Fahrt nicht ganz umsonst gemacht zu haben. Hinter ihnen drein lachte der Doktor.

Der ganze Ort roch nach blühendem Klee und die Wichtel und Geisterchen schrien vor Lust, daß die Luft zitterte.

Heidiguck, ein kleinwitziger Kobold, sprang auf Clairs Florentiner; da saß er grinsend auf der Krempe. Die hochmütige Frau v. Bieberach aber hatte keine Ahnung davon, und hielt sich nackensteif, damit der Hut nicht ins Rutschen käme.

Ei, haben die Elfen da gejubelt. Ein Hutzelmann, der ganz oben im Aetherblau schwamm, wie

ein Fisch, schrie es dem lieben Gott in die Ohren. Gottvater ist ein wenig taub von all dem Lärm, den die Menschen beim Beten machen.

Die beiden Fräulein waren sonst nicht glieder=schwer, aber das Zauberweiblein am Bahnhof hatte aus purem Uebermut spinnwebfeine Fäden um sie herum gehext. Die schnürten ihnen Arme und Beine und banden eine an die andere, so daß sie sich schleppten wie eine schwere Last. Hinter ihnen drein zog das Fadenende im Straßenstaub. Schwubbs trat jemand darauf, so daß die Fräu=lein mit einem Ruck die Köpfe wenden mußten. Der junge Landarzt war es. Er hatte es überaus eilig, stürmte an den Damen vorüber und verwik=kelte sich in das Fadenende.

Er riß ihn rund herum. Wütend zog er den Hut und schrie: „Guten Tag!"

„Guten Tag!" dankte sehr vornehm die Biebe=rach und neigte den klugen Kopf mit dem Riesen=florentiner.

Der Wichtel darauf, verbeugte sich mit und schrillte vor Wonne.

„Wie die Grillen schreien!" sagte Frau v. Bie=berach.

Der Landdoktor lief weiter und schleifte nun auch ein Fadenende hinter sich. Drei Wichtelin=nen, die um einen Maulwurfshaufen tanzten, stürz=ten schreiend hinzu und banden den Doktor mit den zwei Fräulein zusammen. Er hastete und ha=

stete; der Faden wurde immer länger, und schließlich war von dem Doktor nichts mehr zu sehen.

Die Fräulein wollten nicht weiter als bis zum ersten Wirtshaus. Doch schien das so unendlich fern, wie Wirtshäuser nur in einem richtigen Märchen sind.

Sie huben zu laufen an, aber das geschah nicht nur um des Wirtshauses willen, sondern weil der Faden zog, an dem der Doktor hing.

„Ich glaube, wir sind verhext!" sagte Clair v. Bieberach plötzlich und blieb stehen.

„Nein, nein!" wehrte angstvoll das Fräulein.

„Warum kommen wir denn gar nicht vorwärts? Warum laufen wir jetzt, und warum begegnen wir diesem Menschen wiederum?"

„Nein, nein!!" wehrte das Fräulein noch ängstlicher. Der Doktor gefiel dem Fräulein lange nicht so gut, als daß es gewünscht hätte, in eine Hexerei mit ihm verwickelt zu sein. Junge Mädchen glauben nun einmal, daß „Nein!" ein Bollwerk gegen allerlei Unerwünschtes sei.

Die Frau lächelte wissend. Sie war ja über das „Nein" im Leben schon ein Stückchen hinaus. Zum Widersprechen aber kam sie ausnahmsweise nicht.

Ihre Freundin stand ganz atemlos vor einem Gitter. Hinter dem Gitter lief ein Kiesweg, und auf dem Kiesweg saß ein weiß-braungefleckter Hühnerhund, an ihn schmiegte sich eng eine Katze.

„Schau nur!“ sagte das Fräulein, seine Stimme zitterte vor Staunen, und Clair schaute.

Es schien gerade, als sei die Welt auf den Kopf gestellt. Wie das Ende aller Dinge schien es.

„Nun glaub' ich selber, daß wir verhext sind,“ sagte das Fräulein kleinlaut. Aber die Bieberach schüttelte den Florentiner. „Deshalb?“ fragte sie; und die Erfahrung einer halbjährigen Ehe klingelte vorlaut aus dem Worte.

Der Jagdhund schlug freundlich mit dem kurzen Schwanz. Er blickte duldsam und reichlich geehrt. Die Katze kniff hochmütig die Augen zu. Sie verachtete ungeheuer den sanftmütigen Hund und war sich ihrer ungewöhnlichen Situation ruhig vornehm bewußt. Ein Mann hätte wahrscheinlich in dieser Vereinigung das Symbol des ewigen Friedens gesehen.

„Gehen wir,“ seufzte das Fräulein, denn der Faden fing wieder zu ziehen an. Sie kamen zu einem uralten Brunnen. Er trug einen verwitterten St. Florian. Das Wasser rann mit einem weltvergessenen Laut, wie wenn es unbekümmert um Menschen und Getriebe vor sich hinbetete. Leute umstanden den Brunnen und starrten auf Clairs Hut. Aber so sehr sie guckten, Heidiguck sah doch keiner.

Clair trat mit dem Fräulein kurzerhand in eine Kapelle, die nahe am Brunnen stand. Ein wenig tat sie es wohl, um den Gaffern zu entgehen, vor

allem aber aus Frömmigkeit, denn fromm war sie wirklich, die Clair v. Bieberach. Und es fügte sich, daß gerade diese Kapelle einer wundertätigen Muttergottes gehörte. Der Wichtel auf Clairs Hut kam zum ersten Male an einen so heiligen Ort. Er schloß ganz fest die Augen, so bange war ihm.

Die Frau von Bieberach kniete nieder, und die Muttergottes, die von Wundern umflossen war, wie eine Lilie von Duft, bog sich herab und begann kopfschüttelnd mit weichen geduldigen Händen die Fäden zu lösen, die Clair und das Fräulein umspannten. Sie spulte sie sorglich zu einem Knäuel. Das Jesuskind half jauchzend mit. Immer kürzer wurde der Faden. Schwubbs, riß es den Landarzt zurück und geradewegs vor die Kapellentür.

Die Muttergottes erschrak, denn so etwas lag nie und nimmer in ihrer jungfräulichen Absicht. Sie ließ den Knäuel fallen und das Jesuskind schrie.

„Guten Tag!“ brüllte ingrimmig der Doktor. Diese fortwährenden Begegnungen schienen ihm ebenso lächerlich als beängstigend.

„Guten Tag!“ dankte sehr vornehm die Frau v. Bieberach und neigte den Florentiner.

Der Wichtel rutschte unversehens herunter, erwischte den Knäuel und rollte mit ihm zur Tür hinaus.

„Seht, seht!“ schrillten die Elben, Gnomen, Kobolde und Hutzelmännchen; stoben wie Mücken-

schwärme, ließen sich plumps von den Sonnenstrahlen fallen.

„Heidiguck fährt dreispännig!!!“ Aber der Doktor war ein störriges Handpferd, er riß aus, soweit der Faden reichte.

Plötzlich sank eine große Stille über die Welt. Ein Blatt schwebte herab von dem Baum, in dessen Krone der Schlaf nistete. Es verstummten die Elben. Aus dem Boden wuchs das Schweigen, wie Nachtschatten und Mondviolen und überwucherte die Welt. Riesengroß und leuchtend hing Gottes Reichsapfel, die Sonne, inmitten der Stille. Blau mit vergoldeten Kuppeln winkte die Ferne und schien den Träumen ein Mekka. Purpur um die Schultern thronte Gott.

Zwischen Feldern führte der Weg, den die beiden gingen. Einsam lag ein Haus. Darin wohnte ganz sicher das Glück, aber Tür und Fenster starrten verschlossen. Gärten tauchten auf, hinter Gittern blühten seltsame Blumen, wie Haremsdamen und warteten auf den Sultan: Abend. Bald würde er kommen, sie zu besuchen, den leuchtenden Halbmond im Turban! Und da stand die alte, kleine Stadt trotzig, wie eine Festung, gegen die die Dunkelheit anrückte. Da lag auch das Wirtshaus und hieß freundlich mahnend „zur Post“, wie so viele Wirtshäuser in Tirol. Und diese Mahnung will selbstlos bieder besagen, daß mit dem

Wirtshaus die Welt noch lange nicht zu Ende ist, — — wie manche glauben!

„Sieh! Nun sind wir doch glücklich angelangt," sprach befriedigt die Frau v. Bieberach.

„Ist's denn ein Glück, wenn so ein schöner Weg zu Ende ist?" fragte skeptisch das Fräulein dagegen.

Von einer erstaunten Kellnerin begrüßt, setzten sie sich auf die Veranda mit dem Blick auf blühende Bäume und warteten, bis der Postwagen bereit sein würde, um sie wiederum zur Bahn zurückzubringen.

„Was für ein Nachmittag!" seufzte kopfschüttelnd die Clair und schaute hinüber nach den waldigen Abhängen, wo fern, ganz fern die Sonne zwischen den Bäumen schritt, und die Wiesen leuchteten weltabgewandt, wie eine ferne Botschaft.

„Wenn alles das nicht doch am Ende eine Weissagung der Zukunft sein soll!" meinte das ängstliche Fräulein und ordnete die Blumen, die es mitgenommen hatte von dem seltsam schönen Weg. Blüten waren darunter, die sonst ungeheuer selten und schwer zu erreichen sind. In Bienenheim hatten sie am Rain geblüht. Nun lagen sie welk auf dem roten Kaffeetischtuch.

„Unsinn!" sagte die Bieberach; es galt der Besorgnis des Fräuleins.

Plötzlich bemerkten sie zu ihrem Erstaunen den Landarzt in einem Verandawinkel. Er saß friedlich

hinter seinem Bierglas, und sah weder ärgerlich noch fluchtbereit, sondern nur ein wenig gehetzt und müde aus, wie die beiden Damen selber. Das wirkte aber in seinem primitiven Gesicht recht rührend. Die weichherzige Clair flog es wie Mitleid an. Das Fräulein dachte erschreckt an Hund und Katze. Und wie sich die Blicke des Doktors mit jenen der Damen trafen, stahl sich ein gutes Lächeln um seinen Mund, das er keineswegs verbarg, und das Clair ganz von fernher an ihren lieben Mann erinnerte.

Die Kellnerin kam und meldete den Postwagen, der bereitstand. Die Damen erhoben sich und zweimal ward dem Doktor sein Lächeln zurückgegeben. Sorglich trug das Fräulein die verwelkten Blumen. Vor dem Tore wartete der Abend und zerriß mit kühlen Fingern die hemmenden Fäden.

„Gott sei Dank —" fühlte das Fräulein und wußte selber nicht warum, und lachte lustig und sagte noch einmal „Gott sei Dank!"

„Unsinn!" sprach unzufrieden die nachdenkliche Clair.

Es war schade, daß in der Postkutsche ein Handlungsreisender saß, denn das Glück hatte mitten in den Weg ein Hufeisen hingelegt statt seiner Visitenkarte. Aber der Handlungsreisende hatte es eilig und erlaubte nicht, daß die beiden Fräulein ausstiegen, um das Hufeisen zu holen. So fuhren

sie daran vorüber und kamen viel zu früh auf den Bahnhof, wie es die Art vernünftiger Leute ist.

* *

*

Zwei Hunde schossen mit Freudengebell den beiden Damen entgegen, als sie heimkamen; sie schossen vor Freude weit übers Ziel hinaus.

„Nun?“ fragte Herr v. Bieberach, bog sich sehr tief herunter und suchte unter dem Florentiner das Kindergesicht seiner Frau, „was habt ihr von der Zukunft erfahren?“

„Nichts!“ sagte Clair mißvergnügt.

Da freute sich der Herr v. Bieberach, aber nur ganz heimlich.

„Und ein Hufeisen haben wir auch liegen lassen müssen,“ berichtete die Frau.

„Das hättet ihr nicht sollen,“ sagte er erschreckt. „Nein! Das hättet ihr nicht tun sollen!“ Er hatte bei der Kavallerie gedient, ehe er zur Bahn mußte, vielleicht gab er deshalb soviel auf glückbringende Hufeisen.

„Ein Handlungsreisender hat den Postwagen nicht halten lassen wollen,“ sagte Clair kleinlaut.

„O Clair!“ sprach der Herr v. Bieberach und rächte sich für all den Mut seiner kleinen Frau, „seit wann fürchtest du dich vor Handlungsreisenden?!!“

Das Fräulein ging vergnügt neben dem schweig-

samen Ehepaar. „Vielleicht war es doch die Zukunft," sann es, „aber jetzt bin ich glücklich entronnen!" Und es freute sich heftig, wie sich halt sehr kluge Fräulein zu freuen pflegen.

„Silhouetten"

Nun sollte es Winter werden!

Der alte Dieks von nebenan sagte es, als er am Abend bei Bergs zu Besuch kam. Er spürte es in seiner großen Zehe, und die war in manchen Dingen klüger als anderer Leute allwissender kleiner Finger. Und es würde ein strenger Winter werden, meinte er, hustete eine Weile und spuckte in sein gelbes Sacktuch.

Der alte Mann war beinahe berühmt. Er komponierte Opern und Puppenspiele, kecke und ernsthafte. Aber die losen schuf er selig kichernd am liebsten. Er war ein einsamer, alter Mann, obwohl er Geld und einen „Namen" besaß.

So oft er ein Schelmenliedchen vollendet, nickte er sich vergnügt und verschämt mit widerwilligem Schmunzeln im Spiegel zu. Der alte Mann war groß und hager, er hatte eine Adlernase und furchtbar scharfe Augen. Seine Hände waren lang, dürr und spinnfingrig, voll brauner Flecken und blauer Adern. Die Töne stoben wie aufgescheuchte Tauben, wenn der alte Mann sich ans Klavier setzte, und es wurde einem bang um die armen kleinen Lieder.

Die Hände aber waren in ihrer Jugend von einer überall gepriesenen Schönheit gewesen. Viele begeisterte Schülerinnen hatten sie geküßt.

Der alte Dieks gab Musikunterricht. Er hatte die schöne Laura Schiller dazu vermocht, das Lautenschlagen bei ihm zu erlernen, weil er fand, daß die Laute gut zu ihrer bildsäulenhaften Erscheinung passe.

Und eigentlich lag darin eine versteckte Grausamkeit.

Der alte Mann lehrte auch Gesang und hatte einen Kursus für Kompositionslehre, den ein einziger Schüler besuchte.

Der stolperte beständig über sich selbst, und war blaß, lang und schlank wie ein wandelndes hohes A. Er sollte einmal die kleine Signe Berg zur Frau bekommen. Das war des alten Mannes scherzhafte Meinung. Aber die kleine Signe nahm es ernst, und wollte durchaus nichts davon hören.

„Also, was ist mit der Heirat?" fragte der alte Mann blinzelnd.

„Nichts!" schrie die kleine Signe und fuhr aus ihrem Halbschlummer in der Sofaecke empor.

„Schade, schade!" sagte der alte Mann, „und ich habe schon den Hochzeitsmarsch komponiert!" und dann summte er ein paar Takte.

„Die Melodie kenn' ich ja," sagte die kleine Signe erfreut.

„Ach Unsinn!" brummte verlegen die Mutter.

„Natürlich kennst du sie!" sagte der alte Mann freundlich. „Als du noch mit den Wolken geflogen

bist, hast du ja dreimal täglich Sphärenmusik gehört!"

„Das ist schon sehr lange her!" sagte die kleine Signe.

„Vierzehn Jahre!" nickte der alte Mann, „ich erinnere mich noch deutlich, wie du ankamst; du warst nicht größer als meine Faust."

„Das ist nicht wahr!" protestierte die kleine Signe ärgerlich. „Ich war mindestens so groß wie meine große Wachspuppe!"

„Woher denn!" meinte der alte Mann, „die ist ja eine vollkommene Dame, und du hast mir manch' gute Hose verdorben!"

Und dann lachten er und die Mutter auf eine ganz unangenehme Art.

„Ich kann mich durchaus nicht erinnern!" sagte die kleine Signe und zog die dünnen, silberblonden Brauen zusammen. Sie liebte es nicht, wenn man von ihrer Vergangenheit sprach.

Der alte Mann lachte, bis er hustete, und das fand die kleine Signe ungeheuer albern.

„Ueberlege es dir wegen der Hochzeit!" sagte der alte Mann, ehe er ging, und nickte der kleinen Signe von der Tür her schmunzelnd zu.

„Nein!!" schrie die kleine Signe so laut sie konnte; aber der alte Mann war längst draußen.

„Nein, der alte Dieks!" sagte die Mutter, als sie wieder hereinkam, „man sollte gar nicht glauben, was für ein Schalk in ihm steckt, trotz seiner

Jahre!" Und ihre faltigen Wangen wurden ordentlich rosig.

„Ich kann gar keinen Witz in seinen Bemerkungen finden!" meinte die kleine Signe achselzuckend.

„Warte nur, bis du groß bist!" sagte die Mutter und nahm ihre Strickerei wieder auf.

„Bis dahin ist der alte Dieks längst tot!" murmelte die kleine Signe mit einem scheuen Blick nach der Mutter. Aber die strickte gerade die Ferse und hörte nichts. Um ihren Mund lag ein leises Lächeln. Es flatterten ihr ein paar Worte des alten Dieks durch den Kopf.

„Guten Abend!" sagte der junge Mann, der seinen Freitisch abessen kam.

Es klang wie: Ich bitte um Entschuldigung!

Die plötzliche Stille schlug mit einem glucksenden Laut über ihm zusammen, grad' als wäre er unversehens ins Wasser gesprungen.

„Guten Abend!" sagte nach einer Weile die Mutter und steckte die abgestrickte Nadel in den glatten Scheitel.

„Sie riechen nach der Gasse!" rief die kleine Signe vergnügt, und hob schnuppernd das Stumpfnäschen. Sie hatte sich erkältet und durfte seit mehreren Tagen nicht ausgehen. Der arme junge Mann wurde verlegen, obwohl eigentlich kein Grund dazu vorhanden war. Er war so außerordentlich anständig, daß er in der harmlosesten Be-

merkung etwas Unschickliches witterte. Ueberdies war er Mediziner im ersten Jahrgang.

„Erzählen Sie! Erzählen Sie!!" summte die kleine Signe und schaukelte mit den Beinen.

„Was denn?" fragte der Student ängstlich.

„Von draußen! Von draußen!!" sang die kleine Signe.

„Ich weiß nichts, gar nichts!" sagte der Student unbehaglich.

„Steht die Kuchenfrau noch auf ihrem Platz, und sitzen die alten Weiber mit den Triefaugen noch immer auf den Kirchenstufen?"

„Ja! Das tun sie," antwortete der Student.

„Und darum möchte ich nicht alt werden wollen!" sprach die kleine Signe nachdenklich.

„Schnick, schnack!" brummte die Mutter. „Es muß doch nicht jeder auf den Kirchenstufen sitzen, das ist immer eigene Schuld!"

„Merkt man schon etwas von dem Winter?" fragte die kleine Signe wieder.

„Wie meinen Sie das?" forschte der Student.

Die kleine Signe schwieg. Die Mutter strickte, daß alles wackelte. Die Gedanken fuhren in der Luft aneinander vorbei, wie blanke Schwertklingen. Zwischen den Häusern lag die Gasse dunkel und tief wie ein Abgrund. Die Spitalsglocke der Karmeliterinnen zitterte darüber hin, und zuweilen war es, als presse der Winter sein blasses

Gesicht gegen die Scheiben, und starre mit großen, glashellen Augen in die Stube.

Die kleine Signe hatte sich zum Tisch gesetzt und bestrich Nüsse mit flüssigem Silber und Gold. Das mondblonde Haar fiel ihr in das Gesicht. Von Zeit zu Zeit legte sie den Pinsel weg und seufzte ungeduldig.

„Für wen gehören die Nüsse?“ fragte der Student.

„Für mich!“ sagte die kleine Signe.

„Putzen Sie Ihren Christbaum selber auf?“

„Wer sollte es wohl sonst tun?“ fragte die Mutter.

„Aber, macht Ihnen das Vergnügen, Fräulein Signe?“

„Natürlich!“ entschied die Mutter, und dann mußte sie in die Küche.

„Halloh!! Kleine Signe!“ Der Student saß mit einem Male auf der Tischkante und zupfte Signe an den mondhellen Haarsträhnen. Sein Blick kitzelte förmlich.

„Wissen Sie!“ sagte die kleine Signe hastig, „ich kann den alten Dieks gar nicht leiden. Er machte immer Spaß!“

„Was kümmert mich der alte Dieks!“ sagte der Student ärgerlich, „Sie sind heute wieder ungeheuer langweilig!“

Er steckte die Hände in die Hosentaschen.

„Was hätte ich denn tun sollen?“ fragte die kleine Signe schnippisch.

„Wehren hätten Sie sich jetzt sollen!“ sagte der Student und sah ihr gerade ins Gesicht.

„Wozu denn?“

„Ja, das muß man im Gefühl haben!“ meinte der Student. „Aber Sie sind noch ungeheuer kindisch!“

„Nein!!“ schrie die kleine Signe.

„O ja! Ein ganz kleines Mädi! Es gibt noch eine Menge Dinge, von denen Sie keine Ahnung haben!“

„Dafür kann ich nichts! Jetzt leb' ich schon so lang und bin erst 14 Jahre alt!“ Nun fing sie bitterlich zu weinen an.

„Erbsenprinzessin!“ brummte der Student, „wenn man sie antupft, so heult sie!“

Er ging mit großen Schritten auf und ab und schielte ängstlich nach der Tür.

„Ein Mädel ist nicht hübsch, wenn es weint!“

„Was hab' ich jetzt vom ‚Hübschsein'? Ich möchte am liebsten viele, viele Jahre lang schlafen. Und wenn ich aufwachte — —“

„— — dann würden Sie so aussehen wie Ihre Frau Mutter!“

„Ich fürchte mich!“ schrie die kleine Signe plötzlich auf. Sie warf beide Arme über den Tisch und wühlte ihr armes, blasses Gesicht hinein.

„Was gibt's denn?“ fragte die Mutter erschreckt

und steckte den Kopf zur Tür herein. Sie trat vollends ein und schraubte die Lampe höher.

„Ich fürchte mich!" schluchzte die kleine Signe.

„Wovor denn?" fragte die Mutter und warf einen strengen Blick auf den Studenten.

„Was hat man dir wieder in den Kopf gesetzt?"

Der Student hustete nervös.

„Schau mich doch einmal an, kleine Signe!" bat die Mutter und versuchte Signes Kinn in die Höhe zu richten.

„Nein, nein!" schrie die kleine Signe und schloß die Augen so fest als sie konnte.

„Ich hab' bloß behauptet, daß Fräulein Signe einmal so aussehen wird wie Sie, gnädige Frau," sagte der arme junge Mann und räusperte sich endgültig; und dann ging er, wiewohl er sehr hungrig war, denn er wußte, was sich gehöre.

II.

In der Luft lag ein tönendes Flimmern. Gerade als spielten winzige Glasglocken einen spitzen, durchdringenden Singsang. Die Wagen lärmten schwerfällig durcheinander. Durch die Scheiben der Glaskaleschen fiel zeitweilig ein heller Schimmer, wie ein Traum gewordenes Sehnen, und verschwand schneller, als sich die Sehnsucht zum Seufzer wandelt. Es waren eine Menge Menschen auf der Gasse; das Pflaster klang wie Erz. Die Scheiben liefen an. Und Frauen gab es, herzklopfend

viel. Es schien dem Studenten, als hätte er noch nie eine solche Anzahl auf einmal gesehen. Sie schritten groß und schlank an ihm vorüber, in langen, dunklen Mänteln und weichem, schmeichelndem Pelzwerk; sie huschten klein und zierlich an ihm vorbei. Durch dünne Schleier glänzten rosig die Wangen, funkelten Lippen und Augen. Alle hatten etwas Leuchtendes. Sie schienen ein Teil des Abends, wie die Lichter und Flammen. Die Schmuckstücke hinter den Schaufenstern dehnten sich wie gleißende Schlänglein; das Gold begann zu glühen; mit weiten begehrlichen Augen starrten und blinzelten die Edelsteine. Der Duft der Blumen, die man zum Verkauf anbot, schlug zusammen wie ein wollüstiger Schrei. Blüten klopften mit fiebernden Fingern an bereifte Scheiben.

Die Flammen flochten sich Strahlenkränze ins Haar. Sie neigten und bogen sich; sie stellten sich auf die Zehen und ließen die roten Locken flattern. Da fuhr eine ehrwürdige alte Kutsche mit zwei dicken Schimmeln bespannt. Kutscher und Diener hockten in ihre Pelzkrägen versunken. Der Winter selbst hätte in dieser Kutsche spazieren fahren können, aber es saß niemand drinnen als eine schlanke, hübsche, sehr ernsthafte Komtesse. Sie und ihre Gesellschafterin fuhren in ihre Gesangstunde. Es war die Lieblingsschülerin des alten Dieks. Der saß schon eine ganze Weile kribblig vor Ungeduld in seinem Zimmer und wartete.

Ein junger Mann war bei ihm; der blätterte in den Kompositionen des alten Dieks. Er hatte ein dunkles Gesicht und eine dunkle Stimme und war ein Baron Wiedmann. Uebrigens komponierte er selber.

Unweit der Kirche stand ein verhutzeltes „Kerzelweib“ neben ihrer hölzernen Bude. Ein junger Mensch mit einer hellblauen Studentenkappe kam vorbei.

„Illuminiert!“ rief er, und warf der Alten ein Geldstück zu.

Da flammte an Kerzen, was stehen konnte. Sie loderten auf in wilder Verzückung; es waren blasse, schlanke Nönnchen, der Kirche geweiht. Die Wachskerzen und gelblichen Englein bebten unter ihrem heißen Atem. Die Leute blieben stehen und gafften. Die Straßenjungen hielten ihre blaugefrorenen Fäuste in den Rauch.

Der Wagen wackelte bedächtig vorüber. Blutrot spiegelte sich der Schein in den Kutschenfenstern.

Der Wagen hielt und die Komtesse stieg aus. Ein Funke flog in das Räucherwerk, das neben den Kerzen lag. Blaue Wirbel kreisten. Das Kerzelweib schlug jammernd und prustend die Hände zusammen. Die Straßenjungen jauchzten. Der Mensch mit der hellblauen Studentenmütze bog lachend und eilig um die Ecke.

„Ei, wie hübsch!“ sagte die ernsthafte Kom-

tesse, und hielt das Lorgnon vor die Augen. Zuckend verglomm das letzte Lichtstümpchen.

Die Leute verliefen sich. Grauhaarig und triefäugig stand das Kerzelweib in dem Rauch.

„Es ist aus!" sagte die ernsthafte Komtesse.

„Schade!" meinte der Student, der jetzt dicht neben ihr stand.

Sie sah ihn erstaunt an.

Der Student wurde verlegen, riß den Wagenschlag auf und verbeugte sich zierlich.

Die Komtesse stieg ein. Der Student glitt auf dem glatten Boden aus und fuhr mit dem Kopf in die Scheibe.

Kling, klang!! Das Glas brach in ein hysterisches Lachen aus. Die Scherben tanzten über den Boden. Das Kichern wollte kein Ende nehmen. Die Gesellschafterin stieß einen spitzen Schrei aus. Die Pferde zogen jählings an, und in der Verwirrung sprang der Student in den Wagen.

Das Blut rann ihm in großen Tropfen über das Gesicht.

„Mir scheint, ich habe mich geschnitten!" murmelte er unsicher.

„Sie könnten sich doch wenigstens vorstellen!" sagte die Komtesse kalt und betrachtete ihn durch ihr Lorgnon.

Der Wagen hielt wiederum, und diesmal war er am Ziel.

Der Student sprang heraus und lief was er konnte.

Die Komtesse stieg bedächtig die vier Treppen zum alten Dieks hinauf. Die Gesellschafterin wakkelte vor Lachen.

„Worüber lachen Sie, Mademoiselle Lucinde?" fragte die sehr ernsthafte Komtesse, blieb auf dem obersten Treppenabsatz stehen und sah die Mademoiselle auf ihre gründliche Art an, die alle Leute verlegen machte.

Der alte Dieks riß die Tür auf. Baron Wiedemann stand und verbeugte sich.

„Guten Abend!" sagte die sehr ernsthafte Komtesse, legte Hut und Mantel ab und zog langsam die Handschuhe von den schönen Händen.

Der alte Dieks tat ungeheuer geschäftig. Die Gesellschafterin schluckte an ihrem Lachen. Baron Wiedmann stand und schaute.

Er und die Komtesse kannten sich.

„Geniert es Sie, wenn ich bleibe, Komtesse?" fragte der junge Baron mit seiner ganz dunklen Stimme.

„Durchaus nicht!" sagte die sehr ernsthafte Komtesse und langte nach ihrem Notenblatt.

Die Gesellschafterin drückte sich mollig in den Sofawinkel.

Baron Wiedmann lauschte irgendwo im Dunkeln.

Der alte Dieks legte beschwörend die Finger

auf die Tasten. Aber wie die Komtesse den Mund zum Singen auftat, bemerkte sie, daß sie stockheiser sei.

„Was ist das?!" sagte der alte Dieks verblüfft.

Baron Wiedmann lachte jäh heraus — sein allerdunkelstes Lachen.

Er war ungeheuer kindisch, der junge Baron.

„Ja — das ist von der zerbrochenen Scheibe!" sagte Mademoiselle Lucinde, und war sehr froh, daß sie ernsthaft bleiben konnte.

„Probieren wir's nochmals!" meinte der alte Dieks.

„Ich probiere niemals etwas!" sagte die sehr ernsthafte Komtesse.

„Wie entzückend hochmütig sie ist!" dachte der junge Baron Wiedmann, und freute sich; und dann begehrte er sie noch einmal so sehr.

„Sie sind grausam, Komtesse!" sagte der alte Dieks, und fand es wirklich, und bedauerte es.

Das war der Unterschied zwischen dem alten Dieks und dem jungen Baron Wiedmann.

Die sehr ernsthafte Komtesse schaute nach ihrem Mantel.

„Nein!" schrie der alte Dieks und geriet wahrhaftig in Verzweiflung, „fortgehen dürfen Sie auf keinen Fall!"

„Sie bleibt doch nicht!" dachte der junge Baron und freute sich wieder.

Die Gesellschafterin seufzte; sie saß so bequem.

„Wenigstens den Tee müssen Sie bei mir trinken!" bettelte der alte Diefs.

Er holte einen niedlichen, gußeisernen Elefanten aus dem Schrank. Der Elefant war im Rücken hohl und darin lag echt chinesischer Tee und duftete.

„Wie niedlich!" sagte die ernsthafte Komtesse und betrachtete den Elefanten von allen Seiten.

Sie hatte eine so liebe, gründliche Art, sich über etwas zu freuen.

„Bleiben Sie, bleiben Sie!" bat der alte Diefs, faßte Tee mit zwei Fingern, und streute ihn in eine blumige Porzellankanne.

„Ich gehe!" sagte der junge Baron Wiedmann böse.

Nun, es war nicht die Art der sehr ernsthaften Komtesse, einem jungen Manne das Bleiben nahezulegen.

Ich weiß auch nicht, ob ihr etwas daran lag; jemand anderer hat auch nichts darüber erfahren.

„Auf Wiedersehen!" sagte die sehr ernsthafte Komtesse.

„Mit dem Wort wird viel Unfug getrieben!" erwiderte der junge Baron böse. „Ich kann es durchaus nicht leiden!"

Er verbeugte sich und ging.

„Ich glaube, er ist eifersüchtig!" lächelte der alte Diefs und machte sich mit dem Teekochen zu schaffen.

Die Gesellschafterin prustete laut heraus.

„Worüber lachen Sie, Mademoiselle Lucinde?!“ fragte die sehr ernsthafte Komtesse und saß kerzengrade.

III.

Die kleine Signe erwachte, und die Lampe brannte immer noch. Die Mutter hatte ein Buch davor gestellt, aber darüber hinweg schielte der Schein mißvergnügt nach Signes Bett.

„Nun ist es immer noch Abend!“ sagte die kleine Signe ungeduldig. Sie hatte den Sprung von einem Tagesende zum andern verfehlt. In dem grünen Kachelofen stand ein kleiner Porzellantopf mit Lindenblütentee. Der Deckel saß schief auf dem Schnabel. Es sah äußerst fidel aus, gerade als lache der Topf aus vollem Halse.

Signe ärgerte sich über den Topf sowie über die ganze Stube. Es schwieg alles drin auf eine ganz persönliche Art; nachdrücklich und überlegen, wie erwachsene Leute in Gegenwart von Kindern.

„Ich schlafe noch immer nicht!“ sagte die kleine Signe laut mit angstweiten Augen.

„Ich auch nicht!“ antwortete die Mutter schlaftrunken. Sie saß mit einer Flickarbeit hinter dem Bettschirm und wollte gerade einnicken.

„Wie mach' ich nur sonst das Einschlafen?“ fragte die kleine Signe unbehaglich.

„Gar nicht!“ sagte die Mutter beschwichtigend; „du mußt nur ganz still liegen und warten. Der Schlaf kommt schon von selbst.“

Der Schlaf aber ist ein tiefer, blauschwarzer Weiher hinter einem dichten, großen Wald voll verschlungener Pfade. Man muß tüchtig müde werden, ehe man hingelangt. Manchmal stolpert man über eine Baumwurzel, dann fährt man jäh im Bett in die Höhe und kann sich selbst nicht finden. Schwäne schwimmen auf dem Weiher und Fische schnellen sich in die Luft. Das sind die Träume. Und mit geschlossenen Augen muß man untertauchen.

„Nein!“ sagte die kleine Signe und saß plötzlich kerzengrade im Bett, „ich kann nicht länger! Ich fürchte mich vor dem Schlaf!“

Ihr Herz klopfte übermäßig stark.

Da setzte sich die Mutter auf den Bettrand und begann zu singen, wie sie es getan, als Signe wirklich die *kleine* Signe gewesen war.

All die uralten Kinderlieder sang sie, die so lustig sind, daß man auch das Weinen vergißt, und traurig, daß man nicht lachen kann. Die Mutter hatte schon lange nicht mehr gesungen. Der Atem wurde ihr knapp, und manchmal mußte sie mitten im Lied aufhören, um zu husten. Aber unermüdlich sang sie weiter.

„Sei still!“ sagte die kleine Signe heftig, „du singst häßlich!“

Die Mutter schwieg betroffen.

Da fing die kleine Signe bitterlich zu weinen an.

„Der Student soll kommen!“ schluchzte sie.

„Der Student?“ fragte die Mutter erstaunt.

„Ja, der Student!“ beharrte die kleine Signe und weinte noch ärger.

„Ist das ein Kreuz mit dir, Mädel!“ sagte die Mutter böse. „Wozu brauchst du bei Nacht und Nebel den Studenten? Wenn er hier ist, vertragt ihr euch doch nicht!“

„Ich will den Studenten!“ beharrte die kleine Signe und weinte mit aller Kraft.

„Es ist gut!“ sagte die Mutter erbost.

Und dann mußte die alte Marie zu dem Studenten.

Die kleine Signe lag still und schämte sich ein bißchen, wie gewöhnlich, wenn man ihr den Willen getan hatte. Die Mutter zog mit aufeinander gepreßten Lippen den Faden durch ihre Näherei.

Der Student kam und hatte das ganze Gesicht mit schwarzem Heftpflaster verklebt.

„Wie schauen Sie aus?“ sagte die kleine Signe und vergaß alles andere über ihrem Staunen.

„Ich bin mit dem Kopf in ein Kutschenfenster gefahren,“ berichtete der Student unbehaglich.

„Saß der Kaiser drin?!?“ fragte die kleine Signe gespannt.

„Nein!“ sagte der Student, „nur zwei Damen!“

„Es waren sicher Prinzessinnen!" versicherte Signe eifrig mit fieberglänzenden Augen.

„Meinetwegen!" sagte der Student ärgerlich, „ich bin ein Kind aus dem Volke, ich bin keine Kriechernatur!"

„Jetzt fragen Sie Signe, was sie eigentlich von Ihnen will," gebot scharf die Mutter.

Der Student wurde dunkelrot. Was für ein Tag, dachte er verzweifelt.

„Wünschen Sie etwas, Fräulein Signe?!" fragte er so laut er konnte.

„Ja!" flüsterte Signe, „ich fürchte mich!"

„Possen!" brummte der Student, und legte das Thermometer in die Achselhöhle, „Sie sind doch bei ihren leiblichen Eltern!"

„Wer weiß!" flüsterte die kleine Signe geheimnisvoll, „sie sind doch beide so erschrecklich alt!"

„Was sagt sie?" fragte die Mutter mißtrauisch.

„Sie hat Fieber!" stotterte der Student verlegen.

„Das ist möglich," sprach die kleine Signe unerbittlich, „aber ich weiß genau, was ich rede!"

„In der Schule haben sie dich für meine Großmutter gehalten, und ich habe mich so geschämt!"

„Wir haben den lieben Gott zwanzig Jahre um ein Kind gebeten!" sagte die Mutter heftig; und ihr Kopf wackelte vor Aufregung, „aber er hat uns nicht früher erhört!"

„Das wird eure Schuld gewesen sein! Wie komme grade ich dazu?"

„Und wir haben uns sehr gefreut, und die Arbeit und Mühe willkommen geheißen, trotzdem wir schon bei Jahren waren."

„Aber wozu haben so alte Leute überhaupt noch ein ganz kleines Kind gebraucht?" fragte Signe tränenheiser.

Der Student lachte jäh auf.

Die Mutter sah ihn strafend und traurig an.

„Pardon!" murmelte er und biß sich auf die Lippen.

„Um einen guten Menschen aus ihm zu machen!" sprach die Mutter schwer atmend.

„Aber habt ihr nie daran gedacht, daß dem kleinen Kinde bange bei euch werden könnte?"

„Nein!" sagte die Mutter betroffen.

IV.

Die Stadt feuerte aus allen Schloten auf den Winter. Sie glühte wie ein Backofen. In den frühen Abendstunden glitt es geheimnisvoll-aufregend über den Himmel, wie eine Schleppe aus roter, leuchtender Seide. Dann flammten die Fenster begehrlich auf, und es gab Häuser, in denen sogar der parkettierte Fußboden rötlich erglänzte um diese Zeit.

Dann huschte die sehr ernsthafte Komtesse so vorsichtig darüber hin, als fürchte Sie etwas zu ver-

wischen. Sie setzte sich kerzengrade, die Hände im Schoß gefaltet, auf das grüne Ripssofa in ihrem Zimmer, gerade unter die häßlichen Familienbilder im ovalen Rahmen, und blickte feierlich aus den großen, blauen Augen.

Es war die Stunde, wo sie träumen wollte. Ueber dem stets offenen Spinett hing ein Lorbeerkranz mit langer Schleife. Die Komtesse hatte einmal zum Wohl der Armen gesungen.

Auf dem Trumeau stand eine wächserne Madonna unter Glassturz und eine Stockuhr mit Alabastersäulchen.

Im Hintergrund des Uhrgehäuses war eine kleine Elfenbeinstatuette angebracht, von der man nicht sogleich wußte, was sie vorstelle, denn das Pendel schwang unaufhörlich vorüber. Es bestand aus Rauten, die man herausnehmen konnte und auf einem Halsband tragen. Die Komtesse hatte schon oft damit geglänzt.

Unter dem brandroten Himmel lag die Stadt schwarz, wie versengt.

Im Wohnzimmer saßen die alte Gräfin und Mademoiselle Lucinde und schwatzten.

Manches Mal kam um diese Zeit der junge Baron Wiedmann auf Besuch. Fast immer zur gleichen Stunde.

Er ging erst zur alten Gräfin ins Wohnzimmer, sagte Artigkeiten und machte Witze, die Mademoiselle Lucinde jubelnd belachte. Dann ging er

hinüber zu der sehr ernsthaften Komtesse. Er kam niemals ohne seine Violine.

„Guten Abend!“ sagte die sehr ernsthafte Komtesse.

Und wenn sie „Guten Abend“ oder „Guten Tag“ wünschte, dann klang es wieder so lieb und gründlich; man sah die Zeit auf festen Füßen stehen.

„Sie fühlt es gar nicht, daß sich die Welt dreht!“ dachte der junge Baron Wiedmann in seinem unruhigen Kinderherzen. „Und Unsereins wird schwindlig davon!“ Und er lachte mitten im Spielen sein allerdunkelstes Lachen.

„Worüber lachen Sie?“ fragte die sehr ernsthafte Komtesse, und sah ihn an aus großen blauen Augen.

„Das ist schwer zu sagen, Komtesse!“ sagte der junge Baron Wiedmann. „Es gibt so furchtbar viel Dinge, die ganz unbändig komisch sind.“

„Man darf nicht darauf achten!“ sagte die sehr ernsthafte Komtesse, „es ist nicht gut, zuviel zu lachen. Man verliert dabei den Respekt vor sich selber!“

„Warum haben Sie damals Tee beim alten Dieks getrunken?“ fragte der junge Baron Wiedmann aus seinen Gedanken heraus.

„Es war kein Grund, die Einladung abzulehnen!“

„Pah! Wer ist der alte Dieks?“

„Ein Mann von Talent!“

„Talent!“ sagte der junge Baron Wiedmann geringschätzig. „Talent hab' ich auch!“

„Ich weiß es,“ sagte die sehr ernsthafte Komtesse.

„Ich will nicht, daß Sie zu irgend wem freundlich sind,“ sagte der junge Baron Wiedmann heftig. „Sie sollen hochmütig sein, furchtbar hochmütig!“

„Weshalb?“ fragte die sehr ernsthafte Komtesse.

Aber der junge Baron Wiedmann griff wieder nach der Violine.

Ja, es war Winter; ja, es war Fasching!

Das Wagenrollen klang nachts so seltsam laut in die stillen Schlafstuben, wie die rufenden Töne einer Ballade. Dann rannten die jungen Dinger aus dem Schlaf heraus mit bloßen Füßen zum Fenster.

Weiß leuchtend grüßte die Straße herauf.

Die Sterne bliesen die Backen auf und zitterten vor Anstrengung. Die Häuser hielten den Atem an, und die rauchschwarzen Giebel standen ihnen putzig gut, wie einem alten Weiblein der Schnurrbart.

Es war Fasching, es war Fasching!

Und die kleine Signe konnte nicht tanzen. Aber das sollte sie auch gar nicht. Der alte Dieks brach-ihr eines Abends zwei Tanzschuhe mit, aus wei-

ßem Tragant mit Goldflitter. Sie hatten gerade Raum für einen Kinderdaumen, und waren das Niedlichste, was man sich denken konnte. Der alte Dieks stellte sie behaglich kichernd mitten auf den Tisch, und die Mutter schlug vor Entzücken die Hände zusammen.

„Sie sind zu reizend!" sagten alle erwachsenen Leute, die die Schuhe sahen.

„Was soll ich nur damit machen?" fragte die kleine Signe verlegen.

„Tanzen sollst du darin, tanzen!" nickte der alte Mann und zwinkerte vor Uebermut. Er war außerordentlich vergnügt über seinen Einfall.

„Ich kann doch nicht!" sagte die kleine Signe böse.

„Nun, so heb' sie dir für die Hochzeit auf!" kicherte der alte Dieks.

„Schade, daß sie nicht wirklich sind," sagte die alte „Flickmuhme". Sie saß beim Fenster dicht an den porzellanenen Blumentöpfen und stopfte.

Sie war hochbetagt. Selbst die Mutter und der alte Dieks nannten sie mitleidig-spöttisch die „Alte".

„Ich wüßte ein herrliches Kleid dazu, aus feinster weißer, chinesischer Seide, mit tiefem Ausschnitt und Spitzen, nach der allerneuesten Mode."

Es war Flickmuhmes heißer Wunsch gewesen all ihr Leben lang, solch ein Kleid zu nähen . . .

Man hatte es ihr versprochen, als sie widerwil-

lig die ersten Stiche gemacht. Aber keiner hat's ihr je anvertraut.

„Ja, so ein Kleid!“ jauchzte die kleine Signe aufgeregt. Sie und die Flickmuhme schauten sich an aus glänzenden Augen.

„Wart' nur bis du groß bist,“ sagte mechanisch die Mutter.

Flickmuhme seufzte.

„Meine Augen werden ein bißchen schwach mit der Zeit und es sollte eine feine Arbeit werden, mein Meisterstück!“

„Sie i st ja schon groß, die kleine Signe,“ sagte der alte Dieks.

„Wirklich?“ fragte die kleine Signe atemlos. Sie stellte sich auf die Zehen und wollte sich im Spiegel beschauen, aber der hing viel zu hoch.

Das war ein Hauptpaß für den alten Dieks.

„Sieh nur zu, daß du das Kleid bekommst!“ flüsterte ihr die Flickmuhme zu als sie ihre Sachen zusammenpackte. „Du sollst sehen, es wird prächtig!“ Und dann schwamm sie nickend in den graublauen Abend hinein.

„Wie niedlich die humpelt!“ höhnte der alte Mann und sah ihr, die Hand vor den Augen, nach; „ei, wie alt sie doch ist!“

„Ja!“ sagte die Mutter,“ aber sie behauptet, mit Ihnen zusammen in die Schule gegangen zu sein.“

„Das stimmt!“ sprach der Alte, „aber zum Kukkuck, die hat sich bös' verändert!“

„Sie wohl auch!“ meinte der kleine Signe spitz.

„Ja, aber danach fragt niemand,“ sagte der alte Mann pfiffig. „Ein altes Weib ist wie eine verdorbene Speise auf einem silbernen Teller: man wird wider Willen ärgerlich und enttäuscht!“

„Ich möchte so gerne das Kleid haben,“ sagte die kleine Signe und seufzte.

„Warte nur bis zu deinem Hochzeitskleid,“ sagte der alte Dieks, „obwohl du das noch lieber aus- als anziehen wirst!“

„Aber!“ sagte die Mutter und drohte ihm lächelnd mit dem Finger.

„Warum kann ich das Kleid nicht haben?“ fragte die kleine Signe eigensinnig.

„Ja, was möchtest du denn damit anfangen?“ fragte die Mutter.

Und der Student, der in seinem Türwinkel auf das Nachtmahl wartete, grinste Beifall.

„Anziehen!“ rief die kleine Signe, und über ihre Wangen zuckten zwei Flammen.

„Und dann?“ — fragte der alte Dieks.

„Dann wär' ich *schön*!!“ sagte sie zwischen zwei Atemzügen.

„Noch lange nicht,“ kicherte der alte Dieks, „das müßte erst einer *finden*!“

V.

Es war Tauwind. Das ist wie wenn irgendwo am Ende der Welt ein Harfenton angeschlagen

wird, und süß und unruhvoll in einem Winkelchen verseufzt, und alles aufhorcht und sich müde lauschen muß. Dann geistert der Kehricht in den Hofwinkeln. Bunte Glasscherben leuchten, Bänder und Tüllrüschen rascheln; und es nicht gut, daran vorüberzugehen, denn nichts ist entnervender, als das Mitleid mit altem Staat.

Der Himmel wies ein mattes, versehntes Blau, das müd' ins Graue verhauchte. Blaß und ängstlich zitterte der junge Mond zwischen den alten Häusern, eckig, wie mit über der Brust gekreuzten Armen. Er hing da wie ein verwehtes Rosenblatt. Er stand wie ein verirrtes Mägdelein vor dem großen, verschlossenen Himmelstor und fror in seinem weißen Gewande.

Der alte Dieks gab seinen Hausball. Sämtliche Schüler waren geladen. Das geschah jedes Jahr. Aber diesmal sollte es ein Kostümfest werden. Ein Mummenschanz für Kinder.

Hei! Wie sich der alte Dieks über seinen Plan freute. Auch die kleine Signe wurde gebeten. Die sehr ernsthafte Komtesse lehnte ab. Aber der junge Baron Wiedmann kam, und zwar als Cagliostro.

Er war der einzige erwachsene Herr, der sich maskiert hatte.

Die Gasse schwamm.

Es war eine traurige Gasse, in der die Pfützen leuchteten, und das Fallen der Regentropfen Kurzweil bedeutete.

Der Hausball fand der Kinder wegen am Nachmittag statt. Der alte Dieks hatte die Rouleaus herabgelassen und sämtliche Lichter angezündet. Es sah ungeheuer feierlich aus, beinahe wie „wirklich".

Der Cagliostro ging durch alle drei Zimmer und konnte keinen Geschmack an der Sache finden, das betrübte ihn, denn er war hergekommen, um lustig zu sein; lustig nach seinem kindischen Sinne.

In einer Ecke saß ein kleines, feines Mädchen in schwarzem Faltenrock und schwarzem Frack mit Spitzenjabot, Allongeperücke und Dreispitz.

„Was stellst du eigentlich vor?" fragte der junge Baron gelangweilt.

„Ich bin der Münchhausen," sagte die kleine Signe, und ärgerte sich, daß sie das jedem erzählen mußte.

„Nicht möglich!" sagt er, „du bist höchstens seine Schwester!"

„Nein!" sagte die kleine Signe böse, „ich habe überhaupt keinen Bruder!"

„Schäm' dich! Ein Münchhausen darf niemals die Wahrheit sagen!"

„Was sind aber Sie?!" fragte die kleine Signe keck.

„Ich bin der Cagliostro," sagte der junge Baron Wiedmann geheimnisvoll, „ich bin noch niemals gestorben und werde ewig leben. Ich bin Jahrhun-

derte alt und werde Jahrtausende sehen. Wir werden uns noch öfters begegnen!“

„Ich fürchte mich!“ schrie die kleine Signe und schlug die beiden Hände vors Gesicht.

„Dummes Ding!“ sagte der Baron ärgerlich. „Es ist doch gar kein Anlaß dazu.“

Aber die kleine Signe zitterte wie Espenlaub.

„Da!“ schrie der junge Baron Wiedmann und schleuderte seine Perücke in einen Winkel. „Da schau doch selbst, daß alles nur Spaß ist!“

Aber er sah sehr böse dabei aus.

„So sind Sie weitaus hübscher!“ sagte die kleine Signe ein wenig beruhigt.

„Ach! Darauf kommt es nicht an!“ sagte der junge Baron ungeduldig, „ich habe heute einmal der Cagliostro sein wollen.“

Der alte Dieks schaute in das Zimmer, nickte und zwinkerte: „Ei, ei! Seht einer die kleine Signe!“ kicherte er und drohte schalkhaft mit dem Finger.

„Ich kann den alten Dieks durchaus nicht leiden,“ sagte die kleine Signe.

„Ich auch nicht!“ meinte der junge Baron Wiedmann und rauchte heftig seine Zigarette.

„Ich mag überhaupt alte Leute nicht!“ sagte die kleine Signe. „Ich fürchte mich vor ihnen, sie machen immerzu Spaß!“

„Du bist ein gelungenes kleines Mädel,“ sagte

der junge Baron Wiedmann, und lachte sein allerdunkelstes Lachen.

„Ich werde sehr bald groß sein!"

„Stimmt!" sagte der Baron und betrachtete sie kritisch. „Und daraufhin könntest du mir eigentlich einen Kuß geben."

Und dann küßte er die kleine Signe.

„Ei der Tausend!" sagte der alte Dieks und stand wie aus der Erde gewachsen vor ihnen.

Sein Kopf wackelte vor unterdrücktem Lachen.

„Herr Baron, Sie sind auf einem Kinderball!"

„Ich habe durchaus nicht daran vergessen," sagte der junge Baron Wiedmann hochmütig.

„Ich habe alles gesehen," kicherte der alte Dieks. Er freute sich unbändig.

„Lieber Herr Dieks," sagte der junge Baron Wiedmann streng, „wenn Sie wüßten, wie traurig das alles ist, so würden Sie nicht lachen; aber alten Leuten fehlt es an Feingefühl, das ist bekannt!"

Er nahm seine Perücke, staubte sie ab, und stülpte sie wieder auf.

„Aber Herr Baron!" sagte der alte Dieks überlegen, „wir Alten werden doch wenigstens lachen dürfen, wenn wir schon nicht mitspielen können?"

„Nein! das dürft ihr nicht!" sagte der junge Baron Wiedmann heftig, „denn wir spielen nicht für euch; aber das vergeßt ihr immer!"

Und damit ging er.

Er ging geradewegs zu der sehr ernsthaften Komtesse.

„Sie waren beim alten Dieks?" fragte die sehr ernsthafte Komtesse und sah ihn und sein Kostüm aus großen, blauen Augen gründlich an.

„Ja!" sagte der junge Baron Wiedmann, „und ich hab' mich dort sehr unanständig benommen, wie es sich für einen Kavalier durchaus nicht schickt. Ich habe ein kleines Mädchen geküßt und mit dem alten Dieks gestritten."

Die sehr ernsthafte Komtesse schwieg.

„Nun sollten Sie eigentlich ein wenig lachen!" sagte der junge Baron Wiedmann.

„Weshalb?" fragte die sehr ernsthafte Komtesse.

Da ging der junge Baron Wiedmann wieder heim, setzte sich hin und schrieb seinem besten, seinem einzigen Freund:

Mein lieber Hanns!

Ich war als „Cagliostro" auf einem Kinderball. Ich wollte sehr unheimlich sein, aber als sich ein kleines Mädel vor mir fürchtete, hab' ich sie als „Baron Wiedmann" geküßt. Ich hab' einen alten Mann, der sich darüber unterhielt, angeflegelt. Ich hab' meiner sehr ernsthaften Komtesse die Geschichte erzählt und sie ist sehr ernsthaft geblieben. Sie wird wohl niemals Baronin Wiedmann werden.

Das kleine Mädel kann heut' sicher nicht schlafen; das tut mir eigentlich leid.

Wir sind alle wie verirrt in unserer Jugend. Und wenn man herausfindet, ist man alt und grauslich. Ach! Hanns, ich fürchte mich!

Dein

Karl v. Wiedmann.

Von Betty Winter erschien bei Georg Müller, München:

„Unser Heiland ist arm geblieben"

Roman, 3. Auflage, broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.50

Walther Turszinsky in „Leipz. Neuest. Nachricht.".

Ich sehe in diesem Buch eine starke dichterische Kraft verschlossen, die hinter dem Symbol das Wirkliche, hinter dem Gazeüberhang der Parabel Konflikte der modernen Sozialethik deutlich erkennen läßt.

Dr. Moritz Necker im „Neuen Wiener Tageblatt".

Die Wienerin Betty Winter, als Impressionistin mit seltenem Sprachtalent schon seit einigen Jahren vorteilhaft bekannt, wagte sich nun auch an das moderne Thema, Erotik mit Mystik zu einen. Der Märchenton, der Ausdruck gläubiger Ekstase in wortkarger, aber epigrammatisch zugespitzter Weise ist oft sehr glücklich getroffen. Von schönen poetischen Einzelheiten wimmelt ihr Buch, das nichts weniger wagt, als die liebenswürdige und erhabene Gestalt des Erlösers so unvermittelt in die moderne Welt hineinzustellen. Einzelne Szenen, in denen die teils Schrecken, teils Entzücken erregende Erscheinung geschildert wird, sind von außerordentlicher Schönheit, wahrhaft packend und hinreißend, sie konnte nur ein wirklich begnadetes Talent schreiben.

Max Werther in der „Leipziger Abendzeitung".

.... Ein Buch, so neu, so fremd der landläufigen Art unserer Bücher, daß es einen besonderen Rang einnimmt unter all den Büchern der letzten Zeit. Freilich ist es zu gediegen und geht mit solch stolzer Beharrlichkeit seine eigenen Wege, daß es ihm wohl versagt bleiben muß, das Buch der Saison zu werden. Alles an dem Buch ist außergewöhnlich: Die Besonderheit des Stoffes und die Eigenart seiner Gestaltung; das tiefe dichterische Empfinden der Verfasserin, der Reichtum an Gestalten und Geschehnissen, so entfernt unserem Sein, so rätselhaft, und in ihrer eindringlichen lebendigen Art dennoch unserem Fühlen nahe ... Christus bildet gleichsam den leuchtenden Hintergrund des Buches. In wunderbarer Plastik heben sich die übrigen Figuren ab. Allen eignet die große Geste und groß sind darum ihre Erlebnisse. Freuen wir uns, daß dieses Buch geschrieben ist, es bedeutet einen ansehnlichen Gewinn für die deutsche Literatur.

„Die Zeit", Wien (Dr. Friedrich Fischl).

Was ihre früheren Bücher hoch über den Durchschnitt erhob, die eigenartige Problemstellung und das abwechslungsreiche Durcheinander von trefflich geschauten Personen, zeichnet auch ihr neues Werk aus. Sie bringt das Christus-Problem in einer ganz neuen Auffassung.

Elisabeth Melcher in der „Buchhändler-Warte".

Um es vorauszusagen: kein „frommes" sondern ein wunderschönes Buch; — — — — — — Die Menschen sind so fein und glücklich gezeichnet, die Milieu- und Naturschilderungen so echt, poesievoll und eigenartig, daß man Raum und Zeit der Handlung vergißt — Die innige Verschmelzung des Göttlichen mit dem Irdischen ist so gut geglückt, daß man sie ohne alle Verwunderung als etwas Selbstverständliches hinnimmt und seine reine Freude an dem Buche haben muß.

Über die früheren Schöpfungen Betty Winters urteilen:

Kurt Aram in der „Frankfurter Zeitung".

. . . Sie gewinnt schon nach wenigen Seiten durch eine herzliche Art voller Humor. Hoffentlich bewahrt sich Betty Winter ihren guten Humor und ihre liebenswürdige Art. Unsere Literatur ist so arm an beiden; man muß froh sein, daß sich gerade wieder so ein Talent auftut. Ich kenne unter den jüngeren Autoren keinen, der es versteht, in einer so schalkhaften Weise zu erzählen.

Julius Hart in seinem Feuilleton „Betty Winter" in „Der Tag".

Eine fesche Wiener Soubrette ist diese Betty Winter. Aber eine Soubrette von der Feder, die nicht Theater spielt, sondern Bücher schreibt. Eine Josefine Gallmayer in blauen Strümpfen. Als Hänschen Übermut und Puck tollt und kichert sie im Reigen unserer Schriftstellerinnen, und hat die Humore, die hier sonst ziemlich seltenen. — Die Kunst Betty Winters ist der lustige Flirt, Koketterie und Schelmerei. Eine Frivolität voll riesiger Gutmütigkeit und herzlichem Gemüt. Eine Stilkunst der Grazie und Drolerie, des Impressionismus der Farben- und Wortstimmungen voller Rhythmus und Melodie. Ihre ganz aus Natur und Natursinnlichkeit erwachsene Erotik hat nichts Verdorbenes, Krankes, Ohnmächtiges, Perverses an sich. Man tollt mit ihr wie mit Puck durch eine blühende Sommernacht.

Friedrich Stein im „Berliner Lokalanzeiger".

In den schreibenden Frauen steckt unendlich viel Talent — kein Zweifel. Und daß Frau Betty Winter zu den talentvollsten gehört — auch daran ist nicht zu zweifeln . . . Betty Winter ist ein Formtalent von ungewöhnlicher Prägung: Man kann sich schwer vorstellen, daß die jeweilige Situation in ihrer besonderen, natürlichen Eigenart charakteristischer angepackt und festgehalten werden könne.

Arthur Eloesser in der „Vossischen Zeitung".

. . . Diese talentvolle Betty Winter ist also ein ganz unverschämtes Frauenzimmer. Wer sich mit soviel Geist und Humor vorstellt, wird diese literarische Charakteristik auch zu würdigen wissen.

Walter Turszinsky im „Hamburger Fremdenblatt".

. . . fast nur spezifisch männliche Eigenschaften geben sich ein Rendezvous im künstlerischen Charakter dieser Schriftstellerin. . . . Dafür ist sie blasiert wie ein Clubman, cynisch wie Oscar Wilde, humorvoll wie ein reifer Lebenskenner.

Dr. Moritz Necker:

. . . Auf diesem und ihm verwandten Talenten beruht die Hoffnung deutscher Poesie . . .

Ludwig Hirschfeld in „Neue Freie Presse".

. . . Ja, diese Frau besitzt soviel Ruhe und Sachlichkeit, soviel gesunden Menschenverstand und geistreiche Objektivität, daß sie den Versuch wagen kann, einmal vor der Tür des anderen Geschlechts zu kehren . . .

Das literarische Echo, Berlin.

Betty Winter ist ein Namen, den man sich merken wird, weil eine ganze Person dahinter steht und eine Künstlerin im Dürerischen Sinne . . .

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt.